

MITTEILUNGEN
DER
DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR
NATUR- UND VÖLKERKUNDE OSTASIENS.

Band XIII, Teil 3.

Tōkyō, 1911.

DIE EISENBAHNEN DER MANDSCHUREI.

Vortrag in der Deutschen Gesellschaft für Natur- und
Völkerkunde Ostasiens, gehalten am 1. Februar 1911
von Prof. Dr. K. THIESS.

Die mandschurische Eisenbahngeschichte hat viel zu berichten von weltwirtschaftlichen Rivalitäten, von politischen Bemühungen und Kämpfen, und von schweren Störungen durch drei grosse Kriege. Diese Ereignisse haben die öffentliche Meinung der Welt oft beschäftigt und stark beeinflusst. Dadurch entsteht dem Beurteiler und Darsteller des Eisenbahnwesens der Mandschurei eine besondere Schwierigkeit. Anderswo in der Welt weiss man und setzt es als selbstverständlich voraus, dass die Eisenbahnen eines Landes um des Landes selbst willen, vom Lande und zu seiner wirtschaftlichen Erschliessung gebaut werden. Wenn man aber mandschurische Bahnprobleme erörtert, da wird man schnellbereites Verständnis finden für politische und strategische und alle möglichen anderen Gesichtspunkte, für russische, englische, japanische und amerikanische Interessen. Nur wenn man normal und schulgerecht die wirtschaftlichen Grundlagen und die Interessen der Mandschurei selbst voranstellt, da wird diese Auffassung auch in der Gegenwart den Zweifeln und vorgefassten Meinungen begegnen, die sich geschichtlich natürlich erklären.

Eine weitere Schwierigkeit bei diesem Vortrag war bei der Lückenhaftigkeit der Literatur die Beschaffung genauer

Daten, Zahlen und selbst Namen. Der Referent war auf private Nachrichten und europäisch geschriebene Quellen beschränkt und in manchen Dingen allen Irrtumsgefahren einer flüchtigen journalistischen Berichterstattung ausgesetzt, da wo Zeitungsausschnitte sein einziges Hilfsmittel waren. Durch eingehende Prüfungen und Vergleichen konnten viele offenliegenden Fehler erkannt und ausgeschaltet werden. Sollten nicht alle gefunden worden sein, so ist doch zu hoffen, dass die verbliebenen nicht so erheblich sind, um die Grundzüge der historischen Entwicklung und wirtschaftlichen Schilderung zu entstellen. —

Andere Länder bauen ihre Bahnen von ihren Hauptorten aus und erschliessen das Land allmählich nach der Peripherie zu. In der Mandschurei dagegen stiessen die Bahnbauten von aussen über alle Grenzen herein, und sie dringen erst allmählich nach den Mittelpunkten vor. Nicht um in die Mandschurei hineinzukommen, sondern um die zwischen ihren eigenen Gebieten liegende mandschurische Strecke möglichst schnell zu überwinden, haben die Russen im ersten Anfang an ihre trans-mandschurische Linie gedacht. Nicht in Erkenntnis des wirtschaftlichen Vorteils, sondern als Opfer in Entschädigung für ganz andere Vorteile hat China die Konzession gegeben, nicht ohne sich auszubedingen, dass die Bahn die mandschurischen Städte in Ruhe liesse und in möglichst weitem Bogen umginge. Erst im Laufe der praktischen Durchführung haben alle Teile immer mehr erkannt, dass solche Bahnen auch für die Mandschurei und dass umgekehrt die Mandschurei für die grossen Durchgangsbahnen ganz ausserordentlich wünschenswert und entwicklungsfähig sei.

Die Russen hatten ihre grosse Sibirienbahn mit raschem Entschluss 1891 begonnen. Der jetzige Kaiser hat am 31. Mai 1891 in Wladiwostok den ersten Spatenstich zum Ussuri-Abschnitt dieser Bahn getan. Nach den ersten Plänen sollte die Mandschurei nicht durchschnitten, sondern die Bahn nördlich und östlich um sie herumgeführt werden und ihre halbe Grenze als eine Art mandschurischer Ringbahn begleiten. Der Ussuri-Abschnitt im Osten wurde auch bereits weit über die jetzige Trans-Sibirien-Route hinaus nördlich und sogar nordöstlich bis nach Chabarowsk gebaut, an der Einmündung des Ussuri in den Amur und der äussersten Nordostecke der chinesischen Mand-

schurei gegenüber, um auf russischem Gebiet zu bleiben. Diese Strecke wurde 1897 fertig. Ebenso wurde von Westen her die Trans-Baikal-Bahn nordöstlich vorgeschoben bis Stretensk am Schilka-Fluss. Diese Bahn war betriebsfertig 1900. Erst während des Baus erkannte man voll die grossen technischen Schwierigkeiten der Amurstrecke mit ihren vielen Bergen, Flüssen und grossen Sümpfen. Ebenso erkannte man die wirtschaftlichen Vorteile der kürzeren und südlicheren Verbindung durch die Mandschurei. Russland suchte nach einer günstigen Gelegenheit zu dieser Aenderung der Linie. Eine solche brachte der Cassini-Vertrag zwischen Russland und China vom 8. April 1896, als noch 2133 km von der Amurstrecke gänzlich ungebaut waren. Durch den Vertrag wurde es möglich, ein chinesisches Zwischenstück der Sibirienbahn durch die Mandschurei zu schaffen. Die russische Regierung gab die angefangenen Endstrecken auf, bzw. liess sie nur als Stichbahnen von lokaler Bedeutung bestehen, nur durch Wasserweg und Schlittenweg auf Schilka und Amur verbunden, sowohl das Stück Karinskaja-Stretensk im Westen (285 km) als Nikolsk-Chabarowsk im Osten (659 km). Dafür baute die Regierung die Anschlussstrecken zur mandschurischen Grenze: bis Mandschuria im Westen (345 km) und Pogranitschnaja im Osten (115 km). In der Mandschurei selbst erwarb die Russo-Chinesische Bank die Konzession, die China in Dankbarkeit für empfangene und in Hoffnung für künftige politische Hilfe gewährt hatte. Die Bank begründete die Ostchinesische Eisenbahngesellschaft, nominell als gemeinsam chinesisch-russisches Unternehmen. Tatsächlich ist diese Bahn seither als Subsidienempfänger und als Hilfsorgan der russischen Politik, Strategie, Wirtschafts- und Verkehrspolitik in ziemlicher Abhängigkeit vom russischen Staat geblieben, der jetzt nach dem Kriege wohl der einzige Aktionär ist. Die Ostchinesische Bahngesellschaft hat von 1898 bis 1901 die 1480 km. von Mandschuria über Kharbin nach Pogranitschnaja gebaut und die Mandschurei von Westnordwest nach Ostsüdost in ihrer grössten Breite durchschnitten. Die grosse sibirische Bahn wurde durch diese Trassenänderung um 1420 km. von 7311 auf 5891 km abgekürzt. Am 3. November 1901 wurde bei Mandschuria die letzte Schiene eingelegt, und der Ministerpräsident Witte konnte dem Zaren melden, dass die ganze Trans-Sibirien-Bahn in 10 Jahren fertiggestellt sei.

Die Ostchinesische Bahn hat auf Grund des russisch-chine-

sischen Vertrags die Berechtigung, ihre Bahn von der vollen Verkehrseröffnung im Jahre 1903 ab 80 Jahre lang zu betreiben. Sie hat hinsichtlich der Verwaltung und Bewachung der Bahn und der Bahnzone sich ausreichende Rechte gesichert. Nach 80 Jahren soll die ganze Bahn unentgeltlich an China heimfallen. China ist ausserdem berechtigt, schon nach 36 Jahren die Bahn zurückzukaufen, in diesem Falle gegen Erstattung aller aufgewandten Kosten und Ablösung aller Anleihen.

Schon während des Baus dieser ostwestlichen Strecke war die wichtigste Erweiterung des mandschurischen Bahnwesens in Angriff genommen, um dem russischen Reiche jenseit der Mandschurei einen eisfreien Hafen und Ausgangspunkt nach den Märkten Ostasiens zu erschliessen. Russland hatte am 27. März 1898 die Kwantung-Halbinsel, das südlichste Stück der Mandschurei, auf 25 Jahre von China gepachtet, Port Arthur stärker zu befestigen und Dalny zu erbauen begonnen und gleichzeitig das Recht erworben, von der neu gegründeten und aufblühenden russischen Eisenbahnstadt Kharbin am Sungari aus eine Zweiglinie der Ostchinesischen Bahn nach Süden (etwas nach Südwesten) bis zu den Häfen Port Arthur, Dalny und Inkau (Newchwang) zu führen. Diese Linie wurde mit grösster Beschleunigung gebaut. Im Sommer 1900 war die ganze Strecke in Länge von 1045 km mit Ausnahme der grossen Brücken schon fertig, von Inkau aus war der Betrieb schon 1899 eröffnet, als der Boxer-Aufstand die Abschlussarbeiten hinderte und vieles schon Gebaute zerstörte. Dann aber wurde unter militärischer Bewachung der Bau wieder aufgenommen, dabei die Strecke mehrfach verbessert und von den ursprünglichen Plänen abweichend jetzt namentlich näher an die mandschurischen Hauptorte herangeführt. Ende 1902 war auch diese Strecke betriebsfähig.

Mitte 1903 nahm die Ostchinesische Gesellschaft den normalen Betrieb auf, der dann freilich so rasch durch den Krieg unterbrochen werden sollte. Schon damals sagten englische Beobachter voraus, dass die Bahn, wenn sie, anstatt nach militärischen, nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten verwaltet würde, eine gute Rente geben könnte und zwar durch ihr zentralmandschurisches, nordsüdliches Teilstück. Dieses könne bei richtigen Raten einen sehr bedeutenden und entwicklungs-fähigen Güter- und Personentransport aufnehmen und durch seine Gewinne das ganze System von 2525 km rentabel machen.

Die Russen haben diese Möglichkeit bis zum heutigen Tage nicht realisieren können. Sie blieben nicht die einzigen im mandschurischen Bahnwesen.

Ueber die südwestliche Landesgrenze drangen chinesische und englische Eisenbahninteressen in das Land. Wenn ich statt der Bahn-Ausführungen die Bahnprojekte der Einteilung zu Grunde legte, so würde dieser Unternehmung der erste Platz gebühren. Denn schon 1890 hat der bedeutende chinesische Staatsmann Li-hung-chang eine transmandschurische Linie von Shanghaikwan über die Südwestecke der Mandschurei nach Chunghouso und Hsinmingtun und von da quer durchs Land über Mukden, Kirin und Ninguta bis zum russisch-koreanischen Grenzwinkel nach Hunchun südwestlich von Wladiwostok geplant. So alt ist die Idee der chinesischen defensiven Eisenbahnlinien, die die Grenzen schützen und dem auf Schienenwegen eindringenden fremden Einfluss entgegengesetzt werden sollten. Auch eine Zweiglinie längs der Küste bis zum Hafen Inkau lag schon damals im Plane. Noch im gleichen Jahre 1890 hat der englische Ingenieur Kinder in chinesischem Auftrag die Strecke erkundet, und diese Arbeiten haben zur Beschleunigung des russischen Entschlusses, die Trans-Sibirien-Bahn zu bauen, nicht unwesentlich beigetragen.

Die Ausführung stand unter einem ungünstigen Stern. Erst 1893 erhielt Li-hung-chang die Erlaubnis des Kaisers, seine Bahn von seiner Provinz Chili aus in die Mandschurei einzuführen. Es handelte sich um die Bahn von Tientsin (jetzt von Peking) nach Shanghaikwan, die eine englische Gesellschaft begonnen hatte und die dann der Vizekönig als Staatsbahn mit englischen Ingenieuren bis 1894 nach der Mandschurei zu fertiggebaut hat, bekannt als Imperial Railways of North China, als Nordchinesische Bahn. Im gleichen Jahre 1894 wurde die Bahn in die Mandschurei eingeführt und bis Chunghouso nahezu fertiggestellt. Da brach der japanisch-chinesische Krieg aus, störte den Bau, liess einen Teil der in Port Arthur lagernden Baumaterialien in Feindeshand fallen, und —was am meisten störend wurde—durch den Verlauf des Krieges wurde der selbständige, schöpferische Einfluss von Li-hun-chang nahezu gebrochen, seine finanziellen Hilfsmittel waren erschöpft, er selbst durch europäische Dienstreisen ferngehalten. Nur die

bereits vor dem Kriege gebaute Strecke bis Chunghouso konnte 1895 eröffnet werden.

Erst 1897 wurden die weiteren Pläne wieder aufgenommen. Jetzt war aber in China das Wetter völlig umgeschlagen. Die Zeit der Pachtungen, der „Schlachten“ um die Eisenbahnkonzessionen und Interessensphären war gekommen. An Stelle der chinesischen Gleichgültigkeit war die Eifersucht der fremden Mächte das Haupthemmnis geworden. In der Mandschurei und in Peking war Russland die stärkste Macht geworden. Russland verlangte, dass auch diese mandschurischen Bahnpläne von Chunghouso nach Hsinmingtun unweit Mukden einerseits, nach dem Hafen Inkau andererseits unter russischem Einfluss, mit russischen Ingenieuren und russischem Kapital ausgeführt würden. Das lag nun keineswegs in der Absicht des Vizekönigs. Dieser hielt an seinem englischen Oberingenieur Kinder und an seinen englischen Geldgebern fest und knüpfte mit ihnen das Band noch enger, durch ein Abkommen vom April 1898, nach welchem die British and Chinese Corporation die Mittel beschaffen sollte sowohl zur geplanten Fortführung der Nordchinesischen Bahn als auch zur Ablösung ihrer auf den älteren Strecken in China und der Mandschurei ruhenden Anleihen. Dafür sollten ihr die gesamten alten und neuen Bahnstrecken und ihre Einnahmen verpfändet werden. Die russische Diplomatie lief Sturm gegen dieses Abkommen. Russland begründete seinen Protest mit der Zusage Chinas, die Ostchinesische Bahn gegen unmittelbare Konkurrenzlinien zu schützen. Denn die Strecke zwischen Hsinmingtun und Inkau würde zweifellos eine Konkurrenz zu der russischen Verbindung Mukden-Inkau bedeuten. Die Russo-Chinesische Bank hatte selbst schon früher eine Anleihe für die Nordbahn gegeben und bot nun ihrerseits die gesamten Mittel und den Bau durch Russen an. Aber schliesslich und endlich setzte dennoch der chinesisch-englische Einfluss sich durch. Die Chinesen konnten sich anscheinend auch auf ein Zugeständnis berufen, dass ihnen die Russen bei der Besetzung von Port Arthur hinsichtlich der Ausdehnung der chinesischen Linie bis Inkau gegeben hatten. Mit der grossen englischen Anleihe wurde der Anteil der russischen Bank herausgezahlt, — übrigens auch eine Anleihe der Deutsch-Asiatischen Bank und damit die Hand zurückgeschoben, die Deutschland dieses einmahl in den Anfängen des mandschurischen Bahnwesens gehabt hat.

Die Russen erreichten nur den einen formellen Erfolg, dass das englische Syndikat sich mit der Verpfändung der in China selbst, innerhalb der grossen Mauer, liegenden Bahnstrecken begnügen und auf den Pfandbesitz in der Mandschurei verzichten musste. Auch wurde scharf betont, dass die mandschurischen Strecken unabhängige chinesische Staatsbahnen seien und die Chinesen wohl europäische, aber nicht notwendig englische Berater beim Bau und Betrieb verwenden müssten. Diese papierne Kaltstellung hat der englische Einfluss ganz gut vertragen, und bis zum heutigen Tag — und wohl noch für manchen Tag der Zukunft — sind es gerade diese damals aus dem mandschurischen Bahnwesen hinausklausulierten Engländer, die mit ihrem nimmermüden Projektmachen für die Ausdehnung der mandschurischen Bahnen die Welt in Atem halten.

Auch das berühmte russisch-englische Abkommen vom 28. April 1899 über die Interessensphären, das den Engländern das Yangtse-Tal, den Russen die Mandschurei jenseits der grossen Mauer als Arbeitsfeld zuwies, konnte an der einmal geschaffenen Sachlage nichts mehr ändern. Der Ausbau der nordchinesischen Bahn wurde in einem Zusatzabkommen ausdrücklich zugestanden. Er geschah in den folgenden Jahren. Die Strecke nach Inkau wurde im Februar 1900 vollendet. Die Strecke nach Hsinmingtun wurde zeitweilig durch die Boxer-Unruhen unterbrochen und verzögert. Erst im Herbst 1902 konnte die Nordbahn die Rückgabe dieser Strecke von der russischen Kriegsverwaltung erlangen. Sie baute sie dann aus und eröffnete sie im Herbst 1903.

Im ganzen dürften jetzt von dem Netz der Nordchinesischen Bahn 470 km auf mandschurischem Boden liegen, gegen 562 im eigentlichen China. Diese Bahn stellt vielleicht das beste Geschäft dar, welches die chinesische Regierung ihr eigen nennt. Sie gilt als ein gut verwaltetes, modernes Verkehrsinstitut.

Alle weiteren Vorstösse der Russen blieben vergeblich. Im Jahre 1899 hat sich die Russo-Chinesische Bank um eine Bahnkonzession von einem Punkte nördlich Mukdens nach Peking beworben, also eine direkte Konkurrenzstrecke. Dann tauchte dafür die eigenartige russische Zumutung auf, die Nordchinesische normalspurige Bahn solle ihrem ganzen System noch eine dritte Schiene in russischer Breite anfügen, sodass die Russen die Anschlüsse in Inkau und Hsinmingtun herstellen und ihre eigenen Züge von Europa bis Peking laufen lassen könnten.

Das scheiterte an den technischen Schwierigkeiten, den grossen Kosten und schliesslich auch an den politischen Bedenken auf chinesischer Seite.

Nun kommt das russische Vordringen zum Stillstand, und über die dritte Landesgrenze her stossen die Bahnen der Japaner gegen die mandschurische Hauptstadt vor. Am 8. Februar 1904 brach der russisch-japanische Krieg aus. Von Korea und Kwantung drangen die japanischen Heere ins Land. Der Besitz, der Bau und die Leistungsfähigkeit der Bahnen wurde für die Kriegsführung von grösster Wichtigkeit, und die japanische Kriegsverwaltung hat sich nicht nur im Bau von Feldbahnen erfolgreich betätigt, sondern auch für die Zukunft im Ausbau des mandschurischen Bahnwesens eine glückliche Hand gezeigt.

Japan hatte von 1901 bis 1904 durch eine Gesellschaft mit Staatshilfe die koreanische Linie von Fusan, dem Japan zunächstliegenden Hafen, bis zur Hauptstadt Seoul gebaut. Die Armeeverwaltung baute dann 1904 bis 1906 die Fortsetzung nach der mandschurischen Grenze bis Neu-Wiju. Beide Strecken sind jetzt Staatsbahnen mit Normalspur und wohl geeignet als Glieder der künftigen Weltstrasse zwischen Europa und Japan. Die südliche Strecke ist 470, die nördliche 509 km lang. Gleichzeitig mit der Bahn nach Wiju wurde während des Krieges auf mandschurischer Seite die Fortsetzung von Antung aus durch die Gebirge, anfangs auf Lyaoyang zu, später, als die japanischen Armeen weiter nördlich vorgedrungen waren, auf Mukden zu gebaut. Die Militärverwaltung hat diese Strecke als leichte Feldbahn mit einer Spur von $2\frac{1}{2}$ Fuss hergestellt. Sie klettert in zahllosen Windungen über die Gebirge und ist 300 km lang. Sie ist dann auch nach dem Kriege feldbahnässig betrieben worden. Ueber den gegenwärtigen Umbau ist noch zu sprechen.

Von der anderen Seite her hat die japanische Kriegsverwaltung ebenfalls eine Bahn nach Mukden herangeführt, und zwar von Hsinmingtun aus, 85 km in japanischer Spur, die den Truppen und Materialtransporten vom Hafen Inkau aus ausserordentlich zu statten gekommen ist. Diese Bahn wurde mit Aufhören der japanischen militärischen Bahnverwaltung, im April 1907, an die chinesische Regierung verkauft und sie funktioniert seither als eine Fortsetzung des nordchinesischen Systems. Auf Grund eines japanisch-chinesischen Vertrags vom August 1909

wurde sie auf Normalspur umgebaut, unter Beteiligung japanischen Kapitals und japanischer Ingenieure. Der gleiche Vertrag regelte, dass die Endstation der Nordchinesischen Bahn nach Mukden vorgeschoben, über die japanische Strecke an die Stadt Mukden herangeführt und mit der Südmandschurischen Bahn in Verbindung gebracht würde.

Praktisch einem Neubau kam während des Kriegs und nach dem Friedensschluss auch die Herstellung der südmandschurischen Hauptstrecke nahe. Als die russischen Truppen längs der Bahn immer weiter zurückgedrängt wurden, machten sie natürlich nach Kräften die aufgegebene Linie unbrauchbar und führten namentlich ihr rollendes Material mit sich fort. Die Japaner waren genötigt, die Bahn für ihre Zwecke wieder herzustellen u. zw. auf der japanischen Spur von $3\frac{1}{2}$ Fuss, weil sie nur für diese Spur die Ausrüstung und das Wagenmaterial aus ihrer Heimat heranschaffen konnten. Der Frieden von Portsmouth brachte nun am 5. September 1905 die südmandschurische Eisenbahn nördlich bis nach Changchun (nahe dem Grenzpunkt der mandschurischen Provinzen Mukden und Kirin und der Mongolei) in die Hände der japanischen Regierung und liess diese den Chinesen gegenüber in alle von den Russen erworbenen Rechte hinsichtlich des Bahnbetriebs, der Bahnzone und des Pachtgebiets Kwantung eintreten. Für den Betrieb wurde die Südmandschurische Eisenbahngesellschaft organisiert, in welche der Staat den ganzen Kriegserwerb an Bahnen und Nebenbetrieben einbrachte, gegen Aktien im Betrage von 100 Millionen Yen. Die Gesellschaft übernahm von der Heeresverwaltung den Betrieb am 1. April 1907. Ihre Leitung erfolgt durch eine von der Regierung ernannte Direktion. An deren Spitze stand als Präsident der Gesellschaft 1906 bis 1908 Baron GOTŌ, seitdem Herr NAKAMURA. (Ueber ihre Geschichte, Organisation, Entwicklung und Geschäftsergebnisse hat die Bahn kürzlich in deutscher Sprache eine übersichtliche Darstellung veröffentlicht: „Südmandschurische Eisenbahn-Aktiengesellschaft, Entwicklung und Geschäftsergebnisse 1907 bis 1910, Tōkyō 1910.“)

Die Hauptlinie in dieser Verwaltung ist das Stück vom Haupthafen Dairen (Dalny) nach Norden bis Changchun, wo sie an das russische Netz anstösst. Das ist eine Strecke von 704 km, während nördlich davon von der in Kharbin abzweigenden mandschurischen Zentralbahn noch etwa 270 km russisch geblieben sind. Eng mit dieser japanischen Hauptlinie im

Zusammenhang steht die südliche Abzweigung nach Port Arthur (46 km), die Verbindung nach dem Hafen von Inkau hin (21 km) und die Zweiglinien nach den Kohlenbergwerken von Fushun und Yentai (62 und 16 km). Alle diese Bahnen wurden von der Kriegsverwaltung in der japanischen Spurweite von $3\frac{1}{2}$ Fuss übergeben. Man war keinen Augenblick darüber im Zweifel, dass diese Schmalspur für die Bedürfnisse des landwirtschaftlichen und Kohlenexports und des Durchgangsverkehrs nicht ausreichen könne. Die Frage war nur: russische Breitspur wie am Anfang oder Normalspur? Japan entschied sich für die Normalspur, weil man so mit den Bahnen von Korea und China ein grosses zusammenhängendes Netz bilden konnte. Diese Verbindung erschien wichtiger, auch mehr Ausdehnung versprechend, als die unmittelbare Verbindung mit dem russischen Netz, mit dem dauernd nur an einer Stelle ein Umschlag in Frage stand. Dieser wurde durch sorgfältigen Ausbau der Anschluss-Einrichtungen bei Changchun sehr erleichtert und macht jetzt keine Schwierigkeiten mehr. Durch die Wahl der Normalspur war auch die Beschaffung des Bahnmaterials aus den besten internationalen Quellen und zu den kürzesten Fristen, unter Ausnutzung der grössten Verkäufer-Konkurrenz, am leichtesten.

Die Südmandschurische Bahn sah sich sofort vor 2 grosse technische Aufgaben gestellt, die Normalspur herzustellen und gleichzeitig die wichtigste Strecke zweigeleisig auszubauen, die Strecke zwischen dem Ausfuhrhafen Dairen und der Station Fushiatun südlich von Mukden, wo die Fushun-Bahn und die Kohlentransporte einmünden. Das war eine Strecke von 382 km. Der Umbau wurde in 14 Monaten unter rollendem Rade, ohne Betriebsunterbrechung, fertiggestellt. Seit dem 1. Juni 1908 ist der ganze Verkehr dieses Systems normalspurig. Man hat mit diesem Umbau so günstige Erfahrungen gemacht, sowohl hinsichtlich der technischen Durchführbarkeit als hinsichtlich der bewirkten Steigerung von Leistungen und Einnahmen, dass dieses Beispiel für die Spurweitefrage in Japan grosse Wichtigkeit erlangt hat.

Schritt für Schritt hat die Bahn den durch den Krieg unterbrochenen Anschluss- und Durchgangsverkehr mit dem sibirischen Netz wiederhergestellt. Ihre Extrazüge laufen dreimal wöchentlich im Anschluss an den Sibirien-Express. Eine eigene Schifffahrtlinie setzt den Anschluss nach Shanghai fort;

seit Herbst 1910 hat man 4 Extrazüge in der Woche. Bis Changchun führt jetzt die Schlafwagengesellschaft einen Teil ihrer Züge zu unmittelbarem Anschluss durch. Mit den russischen und japanischen Bahnen und Schifffahrtsgesellschaften wurde ein unmittelbarer Durchgangsdienst, 1909 für Personen und Gepäck, 1910 auch für Frachten vereinbart. Der Durchgangsdienst mit den japanischen Bahnen und Schifffahrtsgesellschaften fungiert seit dem 1. Januar 1911. Er hat auch mit den amerikanischen und europäischen Linien der Nippon Yusen Kaisha Verbindung. Mit der Nordbahn wurde der Anschluss in Mukden verbessert, und ebenso auch in Inkau durch Heranführung der japanischen Strecke an die Stadt.

Grössere technische und völkerrechtliche Schwierigkeiten bot der Umbau der Strecke Antung-Mukden, die die Südmandschurische Bahn gleichfalls von der Kriegsverwaltung übernommen hat. Das langsame, gemütliche, zweitägige Bergklettern der Feldbahn konnte für eine prompte Weltlinie nicht in Frage kommen. So wurde eine wesentliche Aenderung der Trasse, der Bau vieler Tunnels, der Umbau auf Normalspur nötig. Die Vorverhandlungen und Vorbereitungen brauchten längere Zeit. Sodann war diese Linie nicht von den Russen übernommen, hatte also nicht von vornherein deren günstige Vertragsrechte. Ein Abkommen mit China vom 22. Dezember 1905, welches die Ergebnisse des Friedens von Portsmouth bestätigte und Chinas Einverständnis damit ausdrückte, hatte zwar auch das Zugeständnis Chinas enthalten, dass Japan die Antung-Linie aufrechterhalten, umbauen und 18 Jahre lang betreiben dürfe, vom Dezember 1905 ab gerechnet. Später kann sie China gegen einen durch Schiedsgericht zu bestimmenden Preis zurückkaufen. Aber als man dann im Frühjahr 1909 zum Umbau schreiten wollte, machte die chinesische Regierung Schwierigkeiten. Japan hätte die Frist für die Umbauarbeiten verstreichen lassen. Ferner: Japan dürfe wohl umbauen, aber nicht die Spur ändern und namentlich nicht die Trasse ändern, was mit den selbstverständlichen und vernunftgemässen Zielen des Umbaus unvereinbar war. Eine Yalu-Brücke würde das chinesische Gebiet gefährden. Die Durchführung direkter Züge von Korea könnte die chinesische Verzollung vereiteln. Das weitere Bedenken wegen der militärischen Bewachung der Bahn scheint noch heute nicht ganz zur Ruhe gekommen zu sein. Nur mit grossen Schwierigkeiten kam im August 1909 über alle diese Bedenken eine Einigung zustande.

Die Südmandschurische Bahn durfte nunmehr bauen und den nötigen Grund erwerben. China bestand auf einer direkten Einmündung der Bahn in Mukden und einem guten Anschluss an die chinesische Peking-Mukden-Bahn.

Der Umbau ist seitdem sehr gefördert worden, zahlreiche Tunnels sind geschlagen, an beiden Enden sind schon Teilstrecken in normalspurigem Betriebe. Seit Januar 1911 ist die Reisedauer von 2 auf 1 Tag abgekürzt. Für März 1912 kann man die Vollendung der Strecke erwarten, die dann durch die Tunnels und den Umbau von 300 auf 272 Kilometer abgekürzt sein wird, während sich die Reisedauer von 38 auf 7 Stunden ermässigt. Inzwischen wird auch die Verwaltung der koreanischen Bahnen die Yalubücke fertigstellen und den unmittelbaren Anschluss herbeiführen.

Nur indirekt ist die Südmandschurische Bahn an dem Bau der Anschlussstrecke Changchun-Kirin beteiligt. In den chinesisch-japanischen Generalabkommen vom Juli bis September 1909, in welchen hintereinander alle schwebenden Verwaltungs- und Verkehrsfragen für die Mandschurei durch gegenseitiges Entgegenkommen geregelt wurden, ist ebenso wie für die Strecke Hsinmingtun-Mukden, so auch für die von Changchun nach Kirin endgültig bestimmt worden, dass sie als chinesische Bahn mit halber japanischer Kapitalbeteiligung und unter japanischer Mitwirkung beim Bau und bei der Verwaltung gebaut und betrieben wird. Damit wurden zwei frühere Abkommen bestätigt und spezialisiert. Der Bahnbau auf dieser Strecke von 129 km hat darauf sofort begonnen. Auch diese Strecke an der Grenze des japanischen und russischen Wirkungskreises wird normalspurig, also in direkter Verbindung mit Dairen und Peking sein. Die erste Teilstrecke ist bereits eröffnet und in Changchun an das südmandschurische Netz angeschlossen worden. Die Fertigstellung ist für 1912 zu erwarten. Das japanische Darlehen für diesen Bau geht auf 25 Jahre gegen Verpfändung der Bahn als Sicherheit.

Das sind die Netze der drei grossen Bahngruppen der Mandschurei. Nehmen wir dazu einige Nebenbahnen: das Strassenbahnnetz der Südmandschurischen Bahn in Dairen, eine Trambahn in Mukden, eine Kleinbahn zwischen Station und Stadt Tsitsihar, dann sind wir eigentlich fertig. Aber nun kommt eine neue Eigentümlichkeit der Mandschurei. Für diese

fertigen Bahnen und angefangenen Bauten interessiert sich das grosse Publikum viel weniger als für die schwebenden Projekte. Deren gibt es jederzeit in Fülle, wiederum bei allen drei Gruppen, bei der englisch-chinesischen, der japanischen und der russischen in gleicher Weise.

Zunächst die englische Gruppe. Englische Kapitalisten und Bau-Unternehmer haben sich andauernd für einen Ausbau der Nordchinesischen Bahn über Hsinmingtun hinaus nach Norden interessiert. Es tauchte das viel beredete Fakumen-Projekt auf. Im Jahre 1907 schloss die chinesische Regierung mit dem englischen Syndikat, welches ihre Nordbahn finanziert hatte, einen neuen Anleihevertrag, um die Nordbahn von Hsinmingtun aus etwa 80 km weiter nördlich bis zu dem Handelsplatz Fakumen zu führen. Japan protestierte und begründete seinen Einspruch damit, dass China sich ausdrücklich verpflichtet habe, keine Konkurrenzbahn zu der südmandschurischen Strecke zu genehmigen. Japan brauche deshalb diesen Bau nicht zu dulden. Es erhob sich daraufhin eine leidenschaftliche Pressfehde zwischen England und Japan über die Berechtigung des Einspruchs und das Vorhandensein einer Konkurrenz. Die Japaner wiesen darauf hin, dass die Fluss-Strasse des Liao und die besten Karrenwege von Fakumen direkt nach der wichtigen südmandschurischen Station Tielin führten und dass diese ständig einen Hauptteil ihrer Güter aus der Gegend von Fakumen erhalte. Die Bahnen würden sich bis auf 40 km nähern. Beide würden in den Exporthafen Inkau ausmünden. Deshalb sei zweifellos Konkurrenz, Gefahr unwirtschaftlicher Verkehrsersplitterung und Grund zum Widerspruch vorhanden.

Die englische Kaufmannschaft in China, die Bahninteressenten und die Presse beharrten aber während des Jahres 1908 und bis zum Sommer 1909 auf ihren leidenschaftlichen Protesten, die man wegen dieser kurzen Strecke kaum ganz verstehen kann. Man muss dazu wissen, dass schon damals über Pläne des Gouverneurs von Tsitsihar und der chinesischen Behörden berichtet wurde, diese Bahn später über Fakumen hinaus durch das ganze Land weiter nördlich zu führen, über Taonanfu in der Mongolei nach Tsitsihar in der mandschurischen Amurprovinz, dort über die russische Sibirien-Route und weiter nach Aigun am Amur, dem russischen Blagowestschensk gegenüber.

Im Frühjahr 1909 bot Japan an, selbst eine Zweiglinie von seiner Bahn nach Fakumen und weiter nördlich zu bauen, aber davon wollten wieder die chinesischen Behörden nichts wissen. Auch davon nichts, dass China eine Linie für Fakumen bauen, diese aber nach Osten in das Südmandschurische anstatt nach Süden in das Nordchinesische Netz einmünden sollte. Der Streit erhielt politische Bedeutung. China regte zeitweilig die Anrufung des Haager Schiedsgerichts an, und die englische Volksseele fing an zu kochen. In England warf sich die Londoner „Times“ zum Vorkämpfer des Fakumen-Projekts auf und führte einen hartnäckigen Press-Feldzug gegen Japan. Im Juni 1909 versammelte sie einen Stab ihrer besten Mitarbeiter aus London, Peking und Yokohama in Tōkyō, um die weiteren Massnahmen persönlich zu prüfen. Hier mussten sich die Herren aber überzeugen, dass Japan für seinen Standpunkt harte Tatsachen und feste Verträge nennen konnte, und dass die englische Regierung sich diesen Tatsachen beugte. So kam es zum Frieden von Tōkyō zwischen der japanischen Regierung und der „Times,“ und mit dem Sommer 1909 wurde der Fakumen-Plan einstweilen begraben. Auch China beruhigte sich und einigte sich mit Japan dahin, wenn das Projekt wieder aufgenommen würde, so solle es von beiden Nationen gemeinsam in analoger Weise wie der Umbau der Strecke Hsinmingtun-Mukden durchgeführt werden.

Der Plan wurde einstweilen begraben. Aber schon Anfang 1910 hielt er fröhliche Auferstehung, in erheblich erweiterter und verbesserter Auflage, und dieses Mal marschierten die Interessenten mit ansehnlicher Verstärkung unter dem Sternenbanner. Und zwar marschierten sie anfangs wie der Birnamswald auf Schloss Dunsinan gegen Macbeth, hinter den Palmenzweigen des Knox'schen Neutralisierungsvorschlages.

Am 8. Januar 1910 wurde die Welt durch eine Depesche aus Petersburg überrascht, die berichtete, dass der amerikanische Staatssekretär Knox einen Vorschlag ausgearbeitet und am 6. Januar den Mächten unterbreitet habe, wonach China alsbald alle Bahnen der Mandschurei zurückkaufen solle. Dieser Rückkauf und der Ausbau des Bahnnetzes solle von allen grossen Kapitalmächten: Amerika, England, Frankreich, Deutschland, Russland und Japan, gemeinsam finanziert werden. Diese Mächte sollten dann auch die Kontrolle und Materiallieferung in den in China üblich gewordenen Formen gemeinsam besorgen.

Als das Projekt mit dieser Beschleunigung in die Öffentlichkeit trat, war sofort zu erkennen, dass es nicht lebensfähig sei. Russland wies darauf hin, dass seine Bahnen in der Mandschurei für die Verbindung mit seinen eigenen östlichen Landesteilen besondere politische Wichtigkeit hätten und dass sich an diese Bahnen mancherlei private Unternehmungen geknüpft hätten, die auf den Fortbestand der russischen Bahnverwaltung und den Schutz der russischen Regierung zu rechnen berechtigt seien. Diejenigen Stimmen, die auch in Russland vorher vereinzelt laut geworden waren, dass man am besten täte, das ganze unrentable Unternehmen der Ostchinesischen Bahn zu leidlichen Bedingungen zu veräussern und sich auf das eigene Gebiet zu beschränken, mussten in diesem entscheidenden Augenblick schweigen. In Japan betonte man, mit wie teurem Preis und Blut man die wirtschaftlichen Interessen in der Mandschurei erworben habe, als beinahe einzigen Siegespreis. Es wurde ferner betont, dass sich im Vertrauen auf die Stetigkeit und Dauer der japanischen Bahnverwaltung andere japanische Wirtschaftsinteressen von Wichtigkeit im Lande angesiedelt und festgelegt hätten. Die Regierung hob hervor, dass sie an den sorgfältig ausbalancierten Friedens- und Vertragsbestimmungen hinsichtlich der Mandschurei, die sich bewährt hätten, nichts Grundlegendes zu ändern wünsche.

Wer da weiss, für wie wichtig man den Bahnbesitz und die Sonderkonzessionen in China seit Jahrzehnten gehalten hat, um zu nützlichen und sicheren Handelsbeziehungen mit China zu gelangen, der konnte nichts anderes erwarten. Die übrigen Mächte hielten sich zurück und liessen Japan und Russland den Vortritt. Das chinesische Auswärtige Amt fasste schon wenige Tage nach Veröffentlichung des amerikanischen Vorschlags die Sachlage dahin zusammen, China könne dem Neutralisierungsvorschlag nicht beitreten, es würde damit seine Vertragsverpflichtungen gegen Japan und Russland verletzen. China müsse auch finanzielle Bedenken tragen. Das kommt hinzu. Denn wenn China die russischen und japanischen Bahnen vor Ablauf der 80 jährigen Konzession zurückkauft, anstatt dass sie ihm später anfallen, dann muss es den Besitzern alle Auslagen und Schulden zahlen. Nun braucht man nur einmal an die Milliarden zu denken, die allein Russland ausgegeben hat, um seine mandschurischen Bahnen zu bauen, nach der Kriegsverwüstung wieder zu bauen, zu unterhalten und ständig zu subventionieren und sie in zwei

Kriegen zu behaupten, dann wird es sehr schwer, dabei eine Verzinsung und ein Geschäft für China herauszurechnen.

So fiel der Neutralisierungsvorschlag zu Boden. Wohl dem Autor nicht ganz unerwartet, denn schon in der Knox'schen Denkschrift und in der Veröffentlichung vom 8. Januar erschien, gleichsam ein bescheidener Eventualvorschlag, die Mitteilung, dass sich ein amerikanisch-englisches Syndikat gebildet habe, um eine nordsüdliche Mandschurei-Bahn vom Hafen Kinchou an der Nordbahn über Taonanfu nach Tsitsihar und weiter nach Aigun zu bauen. Man sprach bald auch von einer vorläufigen Konzession durch den Vize-König der Mandschurei und hoffte, dass der Neutralisierungsvorschlag in Peking mindestens für dieses Projekt genügend gutes Wetter gemacht habe.

Wenn man diesen Plan näher ansieht, so ergibt sich, dass er nach Zielen, hauptsächlichem Verlauf, Erbauern und Kapitalisten nichts anderes ist als das reformierte Fakumen-Projekt im Süden, etwas weiter abgerückt von der Südmandschurischen Bahn, weiter als das erste Projekt Inkau-Fakumen, um aus der 50-km-Zone zu bleiben und den Vorwurf der Konkurrenzlinie zu vermeiden, nach Norden zu, der gleiche Plan wie früher, nur dieses Mal mit offenen Karten. Die Interessenten aus der Verwaltung der Chinesischen Nordbahn, deren englische Kreditgeber in ihrem Syndikat und ihre Bau-Unternehmer, die grosse Bahnbau-Firma Pauling & Co., hatten sich verstärkt durch amerikanische Kapitalisten und Konzessionenwerber und dadurch auf die Hilfe der amerikanischen Diplomatie eine Aussicht erworben.

Die nähere Prüfung dieses Plans, der so in das volle Licht der Öffentlichkeit gerückt wurde, ergab, dass damit nur ältere Pläne aufgegriffen und neu gruppiert wurden, Pläne, die schon vorher ausgearbeitet und zum Teil auch schon öffentlich diskutiert waren, die man aber vorher wohl noch für fernaussehend und unfertig gehalten hatte. Die Bahn von Kinchou nach Taonanfu war ein älteres chinesisches Projekt, welches nach längerem Stillstand im Herbst 1909 wieder amtlich verhandelt und im Prinzip von der Regierung gebilligt wurde. Diese Strecke beginnt in der Mandschurei in der Hafenstadt Kinchou an der Nordbahn, soll dann etwa 100 km lang nördlich durch die Mandschurei laufen, hauptsächlich aber durch Ost-Chili und die Mongolei etwa 800 km weiter nach Norden.

Unmittelbar darauf verlautete auch von der Mitwirkung des neuen amerikanisch-englischen Syndikats bei diesen Plänen. Unter Mitwirkung der englischen Promotoren wurde nun mit diesem Plane der weitere verknüpft, der ursprünglich als Fortsetzung der Fakumen-Bahn gedacht war, nämlich die Bahn von Taonanfu bis Tsitsihar, der Hauptstadt der mandschurischen Amurprovinz, etwa 225 km weiterzuführen. Daran knüpfte sich das Nordstück Tsitsihar-Aigun, das ganz in der Mandschurei liegt, hauptsächlich dem Flusslauf des Nonni und eines seiner Nebenflüsse folgt und das auf 425 km Länge taxiert wird.

In die Vorposten- und Aufklärungsgefechte der Presse über diese Pläne platzte nun die Bombe der Knox'schen Vorschläge hinein. Nach Ablehnung des Neutralisierungsplanes lag das Schwergewicht auf diesem Bahnprojekt und zwang die Mächte zur sofortigen Stellungnahme. Wiederum hatten Russland und Japan das entscheidende Votum. Die englische Diplomatie bewahrte auch diesmal ihre kühle Haltung gegen das Drängen ihrer unternehmungslustigen Landsleute und wies China auf die Notwendigkeit hin, vor Begebung solcher Konzessionen Russland und Japan zu hören. Russland machte, auf seine Vertragsrechte gestützt, im Februar seine Bedenken geltend gegen eine Linie, die seine eigene Bahn kreuzte. Es wies ferner darauf hin, dass die geplante Bahnlinie durch kaum bevölkerte und wenig fruchtbare Bezirke bis an das russische Amurgebiet herangeführt werden sollte. Diese Sachlage nötigte dazu, die Linie nicht rein nach wirtschaftlichen, vielmehr auch nach militärischen Gesichtspunkten anzusehen. Japan behielt sich kurz darauf die Einzeldiskussion des Projekts mit China vor und erklärte vorläufig, es wolle keinen Einspruch erheben, wünsche aber, wenn die Linie zu Stande käme, eine Teilnahme an der Finanzierung, dem Bau, der Materiallieferung und technischen Leitung. Ferner wünsche es zur weiteren Nutzbarmachung der neuen Linie und zur Erschließung des Landes eine Verbindungslinie mit der südmandschurischen Hauptstrecke in ostwestlicher Richtung. Die Lage dieser Verbindung wurde noch nicht näher festgelegt, man wird sie sich aber etwa von Taonanfu nach Changchun oder Tielin herüber denken dürfen. Eine solche Verbindung würde zusammen mit der Kirin-Bahn und deren geplanter Verlängerung eine neue grosse Ostwest-Bahn für die wichtigsten Teile der Mandschurei bilden. Von russischer Seite wurde ausserdem

noch mit dem Gegenvorschlag der Trans-Mongolischen Bahn direkt von Peking über Kalgan und Kiachta geantwortet, die dann bei der Station Werchne-Udinsk in die grosse Sibirien-Bahn einmünden würde. Das sei als entscheidende Verbesserung der Verbindung zwischen Europa und China weitaus vorzuziehen, während der englisch-amerikanische Vorschlag nur eine Konkurrenz und Verkehrsersplitterung, aber keine ins Gewicht fallende Abkürzung der Durchgangsverbindung bringen würde.

Diese Divergenz der Meinungen hat anscheinend die offiziellen Verhandlungen auf einen toten Punkt geführt. China hat vor der Hand darauf verzichtet, den neuen Bahnbau auszuführen. Die englischen und amerikanischen Promotoren scheinen, soweit ich Nachrichten darüber gesehen habe, inzwischen ihr Projekt technisch genauer durchgearbeitet zu haben. Sie suchen nun wohl nach einem gangbaren Ausweg aus den Schwierigkeiten, um die Einwände zu entkräften und doch ihre Geschäftsinteressen zu wahren. Denn die „Internationalisierung“ grosser wirtschaftlicher Unternehmungen ist ein schönes politisches Schlagwort, um an fremden Geschäften Anteil zu gewinnen. Aber begreiflicherweise hören die Unternehmer für ihre eigenen Konzessionen das Wort nicht so gern.

Dem russischen Einwand scheint man nötigenfalls mit einer vorläufigen Beschränkung auf das Südstück der Linie begegnen zu wollen, sodass die russische Bahn nicht überschritten würde. Auch von einem Zurückgreifen lediglich auf das erste Teilstück bis Taonanfu, oder vom Einmünden der Linie statt bei Tsitsihar an einem anderen Platz der Ostbahn, Kharbin oder Khailar, ist in zerstreuten Nachrichten die Rede gewesen. Die Unterlagen dieser Gerüchte lassen sich nicht kontrollieren, es ist wohl kaum eine dieser Ideen bis zu fertigen Vorschlägen gediehen, denn am liebsten möchte man natürlich auch heute noch den ersten Plan ausführen.

Im Verkehr mit der chinesischen Regierung hat man die Taktik geändert. Jetzt stellt man nicht mehr die Sicherstellung der Bau-Ausführung, sondern die Beschaffung der Anleihen voran, in der Hoffnung, wenn die Mittel vorhanden seien, so würden die Unternehmer auch irgendwie einen Weg zu ihrer Verwendung finden.

Im Sommer 1910 hatte ein amerikanisches Bankkonsortium eine amerikanische Anleihe von 50 Millionen Golddollars für einen Bahnbau bis Aigun angeboten und die Bedingung gestellt,

dass die technische Leitung und die Materiallieferung für diese Bahn durch China und Amerika gemeinsam geschehen, die Bau-Ausführung durch die in allen diesen Plänen führende englische Baufirma von Pauling & Co. erfolgen solle.

Inzwischen ist aber die Summe und der Zweck dieser Anleihe Schritt für Schritt immer mehr erweitert worden. Durch Beteiligung des englischen, französischen und deutschen Kapitals ist dieses ganze Anleihegeschäft internationalisiert worden. Damit hat sich auch die Zweckbestimmung verschoben. Nunmehr ist der Zweck vorangestellt worden, Chinas nächste Finanzbedürfnisse ganz im Allgemeinen zu decken. Der Kapitalbedarf der Mandschurei läuft dabei, nach dem was man darüber liest, nur nebenher, und bei den Diskussionen bleibt die Frage im Hintergrund, was im einzelnen mit den Geldern geschehen soll. Aber höchstwahrscheinlich ist auch dabei irgendwie an die Verwendung zu den projektierten Bahnbauten gedacht. Da diese Anleihepläne noch in der Schwebe sind, ihr schliesslicher Erfolg zweifelhaft ist, sie jedenfalls noch nicht bis zur Fixierung der Verwendungszwecke gediehen sind, so lässt sich auch die Einzelgestaltung der damit verknüpften Bahnprojekte noch nicht übersehen und ihr Schicksal schwer auch nur vermuten. Wir werden wohl aber von der Sache noch weiter hören.

Auf der anderen Seite hat das amerikanische Eingreifen dazu geführt, dass Russland und Japan im Sommer 1910 einen Vertrag geschlossen haben, der die gegenseitige Unterstützung bei Behauptung, Entwicklung und Zusammenschluss der beiderseitigen mandschurischen Bahnnetze und beim Schutz der damit zusammenhängenden Interessen vorsieht.

Nun noch ein Wort über andere Bahnpläne. Im September 1909 verlautete, dass gleichzeitig mit der Bahn Changchun-Kirin ein weiteres Projekt zwischen Japan und China vereinbart worden sei. Nach Fertigstellung der Bahn bis Kirin soll von dort aus die Bahn weitergeführt werden bis zu dem koreanischen Grenzort Hoiryong. Das würde also die allerersten Pläne des Vize-Königs Li-hung-chang über eine Reichs-Schutzbahn von Peking bis zum russisch-koreanischen Grenzwinkel zum Abschluss bringen. Die Ausführung des Unternehmens ist von späteren Vereinbarungen und von der Entschliessung der chinesischen Regierung abhängig gemacht worden. Die jetzige Abrede geht

dahin, dass es, wenn überhaupt, dann als gemeinsames Unternehmen beider Mächte unter analogen Bedingungen wie für die Kirin-Bahn gebaut wird. Diese Bahn und durch sie das vielgenannte chinesische Grenzgebiet Chientao würde von Hoiryong aus weiteren Anschluss finden durch die japanische Kleinbahn im nördlichen Korea, die im Hafen Choengjin ausmündet. Von da aus dürfte einmal eine Verbindungsbahn südlich nach Woensan (Gensan) gehen und dann eine direkte Bahnverbindung von dort aus nach Seoul und Fusan entstehen.

Die japanischen Bahnen sind von vornherein mit dem energischen Willen einer geschäftlichen Ausbeute betrieben worden. Die Südmandschurische Bahn hat bisher weder für ihre Anleihen noch für ihre Aktien jemals die ihr bewilligte Regierungsgarantie in Anspruch nehmen müssen. Sie hat im letzten Jahre sogar schon zum ersten Mal die Aktien der Regierung, also deren Kriegsserrungenschaft, verzinsen können. Ihre Bahnen wie ihre Bergwerke stehen durchaus auf einer gewinnbringenden Grundlage. Ihre Dampferlinien, Hotels, Grundstückverwaltungen kosten vorerst noch, ebenso natürlich ihre grossen kommunalen und gemeinnützigen Einrichtungen. Für die Zukunft aber versprechen alle diese Anlagen die Lebens- und Leistungsfähigkeit des Gesamtunternehmens noch zu erhöhen.

Anders vorläufig noch die russischen Bahnen! Die Ostchinesische Bahn, deren Aktiensämtlich oder ganz überwiegend dem russischen Staat gehören, hat Jahr für Jahr Zuschüsse erfordert, deren Höhe kürzlich auf Grund der russischen Etatsverhandlungen in der Presse nachgerechnet worden ist. Danach betragen die Zuschüsse im Jahresdurchschnitt direkt 20 Millionen Rubel, für 1910 direkt noch 14½ Millionen, mit Zinsen und indirekten Leistungen des Staats an 30 Millionen. Erst in die beiden letzten Jahre fallen lebhaftere Bestrebungen, sich durch Tarifreformen, Verbesserungen der Anschlüsse und der Ausrüstung einen entsprechenden Anteil an den grossen Ausfuhren von Bohnen und Getreide für ihren Hafen Wladiwostok zu sichern. Das hat schon recht gute Erfolge gehabt, und auch die Abkommen mit Japan über einen direkten Durchgangsverkehr dürften günstige Wirkungen äussern. Die Tarifpolitik dieser Bahn wurde dadurch erleichtert, dass die Chinesische Ostbahn seit Ende 1906 pachtweise für 25 Jahre auch den Betrieb der

staatlichen russischen Ussuribahn in Russisch-Ostasien gegen eine Extra-Subvention übernommen hat. Sie kontrolliert also jetzt die ganze Linie bis Wladiwostok einheitlich.

Von Neubauten wird auf russischer Seite meistens dann gesprochen, wenn ein fremder Plan ihnen zu nahe rückt. So hiess es in der Presse, Russland wolle die Strecke Tsitsihar-Aigun selbst bauen, so hiess es, Russland wolle gegen die geplante Kirin-Korea-Strecke eine Parallelstrecke durch Ninguta bis zum Meere herstellen. Auch von einer Stichbahn in die Mongolei in der Richtung auf Taonanfu war schon die Rede. Sehr ernst ist es wohl mit allen diesen Projekten noch nicht geworden.

Wohl dagegen mit einem anderen Projekt, mit dem wir zu unserem Ausgangspunkt zurückkehren, mit der mandschurischen Ringbahn im Norden, der Amurbahn. Teils militärische Gründe, teils Ansiedlungswünsche haben dazu geführt, diese aufgegebene Teilstrecke der grossen Sibirien-Bahn wiederaufzunehmen. Im Jahre 1909 hat der russische Reichstag den Plan und die Mittel bewilligt. Die Trasse ist jetzt etwas nördlich vom Amur weg geschoben, um der Linie abseits von der Grenze eine grössere militärische Sicherheit zu geben, vielleicht auch deshalb, weil die Ingenieure lieber mit den Gebirgen als mit den gefürchteten Sümpfen der Flusstäler zu tun haben wollen. Von Nertschinsk (etwas vor Stretensk) abbiegend bis Chabarowsk sollen fast genau 2000 km gebaut werden, für 375 Millionen Mark und zwar bis zum Jahre 1912. Die Hauptorte am Amur sollen durch nordsüdliche Stichbahnen angeschlossen werden, namentlich Blagowestschensk. Ueber den Fortgang der Arbeiten hört man durch die Presse nicht viel und namentlich nicht viel Gutes. Aber das war schliesslich bei der Sibirien-Bahn ebenso. Die Russen haben bei ihren wirtschaftlichen Unternehmungen mehr Hemmungen und Hindernisse als andere Leute, aber auch mehr Geduld und Ausdauer. Zu irgend einem Zeitpunkt und für irgend eine Summe wird die Bahn gewiss zustandekommen und ebenfalls für die Mandchurei von Bedeutung werden.

Damit bin ich beim Schluss. Sie sehen, wie die mandschurischen Bahnen von verschiedenen Nationen und Unternehmern zu den verschiedensten Zwecken und unter allerlei Beschwerden gebaut und geplant wurden. Man könnte Bedenken tragen, bei dieser

Sachlage von einem „Bahnnetz“ zu sprechen. Und doch dürfen wir das. Wir machen hier die gleiche Erfahrung wie einstmal in Deutschland. Auch dort hat man lange darüber gestöhnt, unsere Kleinstaaterei und Kirchtumspolitik und geschäftliche Kurzsichtigkeit und bureaukratische Beschränktheit führten zu einer Planlosigkeit der Bahnbauten, die zu bejammern sei. Und doch, wenn wir die Hauptzüge unserer heutigen deutschen Bahnen ansehen, so entsprechen sie fast genau dem Bilde, das sich der geniale Volkswirt Friedrich List vorweg von einem planmässigen Netz gemacht hatte. Bahnen haben ihr eigenes Schwergewicht und ziehen sich von selbst in die ihnen bekömmlichen natürlichen und wirtschaftlichen Wege, an die Plätze, wo Geld verdient wird.

Obschon Engländer und Chinesen, Russen und Japaner im mandschurischen Bahnwesen nebeneinander und zeitweise gegeneinander gearbeitet haben, haben wir schon heute grosse zusammenhängende Netze. Namentlich aber wird das von 1912 ab der Fall sein, wenn die Antung-Bahn fertig sein wird. Dann laufen direkte Schienenwege von Fusan, Japan gegenüber, bis nach Europa und andererseits bis nach Peking und Hankau, später auch bis Canton und Shanghai, andere Wege von Peking über Mukden und Kirin nach der Grenze zu, von Wladiwostok und von Shanghai-Dairen nach Europa. Wir sehen die hoffnungsvollsten Gebiete des Landes vorteilhaft aufgeschnitten für Land- und Forstwirtschaft, Viehzucht und Bergbau.

Wir sehen alle wirtschaftlichen Möglichkeiten der Bahnen sich entfalten: neue weite Provinzen für Chinas Politik, Produktion und Handel erobert, auch für den Handel und Verkehr des Auslands grosse, langdauernde Gewinnchancen erschlossen. Baron Goto hatte sicher Recht, wenn er nach dem Kriege programmatisch sagte, die Mandschurei sei bestimmt, wirtschaftlich der Treffpunkt von Orient und Okzident, Europa und Amerika, Chinesen und Ausländern zu werden, und ihre Zukunftsaussichten seien reich genug, alle Beteiligten zufriedenzustellen und vorwärtszubringen. Insbesondere hat Japan hier mit Recht grosse Kapitalien investiert und darf für seine Unternehmungen eine gute Rente, für seine Beamten, Industriellen und Kaufleute eine nützliche und lohnende Beschäftigung erwarten.

Zugleich aber zeigt sich in der Mandschurei ganz deutlich,

wie trügerisch frühere Hoffnungen waren, dass man mit diesen Eisenbahnen politische Eroberungen machen könne. Mit jedem Waggon Bohnen, für den die Bahnen neue Absatzwege erschliessen, erhält China für später neue Bauern, Steuerzahler und Soldaten, da wächst seine finanzielle und politische Kraft, da füllt sich ihm eine fruchtbare Provinz, die dem Lande schon einmal seinen militärischen Kern gegeben hat, mit wetterharten und prosperierenden Ansiedlern. Mit vollem Bewusstsein und grosser Energie entwickelt jetzt China dieses Land und schliesst es sich immer enger an.

Wirtschaftlich wird die Mandschurei für ihre Stapelprodukte immer grosse Exporte und internationalen Handel, internationale Unternehmer brauchen. Aber gerade deshalb wird schwerlich irgend ein Land sich diese wirtschaftliche Chance verschmerzen wollen mit dem politischen Versuch, diesen chinesischen Landesteil mit seinen bald 20 Millionen tüchtigen, selbstbewussten, und gutsituierten Einwohnern, und mit dem glühenden patriotischen Interesse von ganz China hinter sich, wegnehmen zu wollen.

Die mandschurischen Bahnen sind zum Teil zweifellos nach strategischen Gesichtspunkten erbaut worden. Heute aber sind sie sicherlich in erster Reihe als Instrumente des wirtschaftlichen Fortschritts und der friedlichen Konsolidierung zu bewerten. Die Mandschurei, vor der Bahnzeit in ihrem grösseren Teile unbenutztes und fast herrenloses Land, wird politisch nicht russisch oder japanisch sein, wie politische Langschläfer manchmal noch meinen, auch nicht amerikanisch oder international-neutral, sondern pur und simpel chinesisch, als eine der stärksten und besten Provinzen, und China wird alle Ursache haben, seinen ausländischen Bahnbauern in der Mandschurei freundlich und dankbar zu sein.

坐 禪 儀

DIE LEHRE UEBER DAS DIREKT VON BUDDHA INSPIRIERTE DHYANA.

Uebersetzt von J. SAWAI.

Unsere Wahrheit (das Dharma¹) ist an sich ganz vollkommen. Wozu braucht sie weitere Erleuchtung und deren Ausübung? Unser Verhalten² nach dieser vollkommenen Wahrheit ist auch vollkommen. Wozu hat es da noch Mittel zu seiner Vervollkommnung nötig? — So steht diese Wahrheit ganz vollkommen und makellos da. Wozu braucht man die Beseitigung der Fehler? Auch unser Verhalten bewegt sich schon innerhalb der Schranken dieser Wahrheit. Wozu brauchen wir erst noch der Wahrheit zuzusteuern?

Tritt jedoch irgend eine kleine Abweichung³ ein, dann entsteht ein unendlich grosser Unterschied wie Himmel und Erde. Hat man Ab- oder Zuneigung, dann gerät man gleich in eine grosse Verwirrung und verfehlt das Richtige.

Wenn man auch auf sein Verständnis, auf seine Ueberzeugung stolz ist, wenn man auch einen Schimmer von Verständnis und Ueberzeugung hat, wenn man kaum die Wahrheit erfasst hat, und es geht in einem kaum das Licht der Aufklärung auf, und blickt man auch mit grossem Stolz darauf, so ist doch in der Tat noch nicht viel erreicht; man wandert bloss vor den Schranken der Aufgeklärten, und es fehlt noch ein erhabener Standpunkt, von dem man Alles überblicken kann.

Selbst Çākya-muni als ein Allweiser hat noch die Spuren des sechsjährigen Dhyāna (der Selbstvertiefung) aufzuweisen.

¹ Das Leben des Buddha ist das Dharma, d. h. das vollkommene Gesetz oder die absolute Wahrheit.

² Das Verhalten der Nachfolger des Buddha ist die Ausübung dieser absoluten Wahrheit. Auch ist es die Lehre der buddhistischen Wahrheit.

³ Die Abweichung von der Wahrheit.

Auch von Bodhi Dharma, als einem vollständig Aufgeklärten, hört man doch, dass er neun Jahre lang vor der Wand still gesessen hat. — So strebsam waren die Altweisen selbst; wir müssen das recht wohl bedenken.

Also vermeide die buchstäbliche Auffassung der heiligen Gesetze, und lerne dafür, das eigene Selbst richtig erkennen. Dann ist Leib und Seele an sich befreit von allen Fesseln, und das reine eigentliche Wesen tritt hervor. Wer das wünscht, muss dasselbe gleich erstreben.

Für das Dhyāna (die Selbstvertiefung) ist ein ruhiges Zimmer zu wählen, und dabei ist das Folgende zu beachten: im Essen und Trinken muss man Mass halten, das Weltliche verschmähen und Alles unterlassen, weder an Gutes noch an Böses denken, weder Recht noch Unrecht überlegen; kurz man muss die Willenstätigkeit aufgeben, und man darf sich nicht um die Grundsätze des Buddhawerdens¹ kümmern. Man darf nicht beabsichtigen, ein Buddha zu werden. — Alles dies hat man immer, beim Stillsitzen (bei der Selbstvertiefung) wie auch beim Liegenbleiben, zu beachten.

Doch ist der Sitz beim Dhyāna in der Regel etwas zu erhöhen und ein starkes Kissen unter das Gesäss zu nehmen. Es gibt 2 Arten des Dhyāna: 結跏趺坐 das Dhyāna mit ganz gekreuzten Beinen und 半跏趺坐 das Dhyāna mit halb gekreuzten Beinen.

Bei der ersten Art ist der rechte Fuss auf den linken Oberschenkel zu legen, und der linke auf den rechten. Bei der zweiten Art ist bloss der linke Fuss auf den rechten Oberschenkel zu legen und der rechte kommt quer unter dem linken Oberschenkel zu liegen. Hierauf ist die ganze Körperhaltung mit der Kleidung ordentlich und lose zu bedecken. — Ferner ruht die rechte Hand mit ihrem Rücken auf dem linken Fuss, und die linke Hand ruht auf der rechten Handfläche; dabei sind die beiden Daumen gegeneinander zu stemmen.

So kommt die gerade Haltung des Sitzens zustande, und

¹ Nach einer gewissen Ansicht kann man ein Buddha werden, wenn man richtig erkannt hat:

- dass der menschliche Körper als etwas unreines zu verschmähen ist,
- dass Alles auf der Welt Leid ist und dass selbst in der Freude Leid steckt,
- dass das Gemüt unbeständig ist,
- dass die weltlichen Dinge alle vergänglich sind.

man neigt sich weder nach rechts noch nach links, weder nach vorn noch nach hinten. — Auch ist es nötig, die Ohren stets in gleicher Höhe von den Schultern zu halten und die Nase in gerade Linie mit dem Nabel zu stellen. — Die Zunge muss an der oberen Kinnlade angedrückt bleiben, die Lippen und Zähne sind hübsch aufeinander, die Augen immer offen zu halten, und nur durch die Nase ist leicht zu atmen. — Ist die Haltung so in Ordnung, dann hat man *einmal* stark und tief Atem zu holen. Darauf hat man sich noch einmal zu rütteln, um die ganze Körperhaltung endgültig zu befestigen.

In dieser Haltung wird der Gedanke auf etwas nicht Relatives konzentriert. Aber wie konzentriert man den Gedanken auf etwas nicht Relatives? Das heisst nichts andres, als Absolutes man soll finden. Und hierin besteht die Kunst des Dhyānas.

Das Dhyāna (die Selbstvertiefung) ist keine Forschung, es ist nichts weiter als eine Handlung der Erlösung; auch ist es eine vollkommene in das Dharma eingeweihte Erleuchtung. — Hierin äussert sich unser fehlerloses Verhalten, und es kann keine Versuchung eintreten.

Hat man diesen Sinn richtig erkannt, so wird man befreit von allen Fesseln: das eigene Ich wird zur Heiligkeit, das Einschlummern und die Zerstreuung sind dann natürlich ausgeschlossen.

Will man aufstehen, so fängt man erst an, sich allmählich zu rühren. Man muss nach und nach aufstehen, und es darf nie auf einmal geschehen.

Das Erhabensein über die Laien-Welt¹ oder über die Weisen-Welt und das sanfte Entschlafen (das Erreichen des Nirwana)

¹ Unter „Laienwelt“ wird hier die Einteilung verstanden:

1. Menschenwelt
2. Himmelwelt (Deva)
3. Asurawelt
4. Tierwelt
5. Dämonenwelt (Preta)
6. Höllenwelt.

Die „Weisenwelt“ wird in 4 Klassen eingeteilt:

1. Asekha
2. Engaku
3. Bodhisattwa
4. Buddha.

im Sitzen oder im Stehen beweist die grosse Macht des Dhyānas. Dass man jede Gelegenheit geschickt benützen und mit einem Zeigefinger,¹ einer Bootstange, einer Nadel oder einem Hammer die Wahrheit zeigen kann, oder dass man den Leuten mit einem Priesterstab, einer geballten Faust, einem Wanderstab oder mit einem lauten Geschrei die Aufklärung beibringen kann, das alles ist nicht durch blossen Verstand oder durch blosser Vernunft zu erklären. Das alles bleibt den noch nicht vollständig Aufgeklärten rein unverständlich. Das alles muss aus irgend einem Verhalten der aussersinnlichen Empfindungen hervorgehen, das alles muss sich nach den Gesetzen richten, welche ausserhalb der gewöhnlichen Wahrnehmungen liegen.

Alle Menschen, der Weise wie der Einfältige, der Begabte wie der Unbegabte, können die vollkommene Wahrheit erlangen, wenn sie ausschliesslich die Vorschriften für das Dhyāna befolgen.

Die Erleuchtung der vollkommenen Wahrheit und deren Ausübung ist etwas rein Absolutes, und unser Leben und Treiben ist weiter nichts als Ausfluss der Erleuchtung.

In allen Welten, in unserer und auch in der anderen Welt, sowohl im Osten (China und Japan) wie auch im Westen (Indien), konnte man zur vollkommenen Wahrheit gelangen und bemühte sich, die Leute so zur geistigen Aufklärung zu bringen. Man pflegte immer wieder das Dhyāna auszuüben und lebte ganz erfüllt und bestimmt von der reinen Wahrheit. — Mögen auch Unterschiede in geistigen Veranlagungen vorkommen, wir müssen uns immer dem Dhyāna unterziehen.

Niemand darf seine heimlich verborgene Anlage verschmähen. Man braucht nicht in die Ferne zu schweifen, um dort zu Grunde zu gehen. Denn man kann da leicht einen Fehltritt begehen und in jedem Augenblick in den Abgrund stürzen.

Die Menschen dürfen, solange sie gerade als höchste Wesen unter allen Geschöpfen wandeln, keine Minute unbenützt vorübergehen lassen. Sie müssen als Träger der buddhistischen Wahrheit jeden Augenblick benützen, die Menschen allgemein zur Erkenntnis zu bringen. Dazu kommt, dass ihr Körper, gleich dem Morgentau, leicht vergänglich ist und dass ihr Leben, gleich dem Blitze, schnell vergeht.

¹ Z. B. der hohe Priester *Guzō* 俱胝 antwortete nie auf eine Frage der Schüler, sondern hob nur seinen Zeigefinger in die Höhe. Darauf gingen alle in voller Erkenntnis der Wahrheit fort.

Die Leute, die sich dem Dhyāna hingeben, dürfen sich nie durch Irrlehren verführen lassen. Es sollen sich die Blinden ganz verschiedene Vorstellungen¹ von einem Elephanten gemacht haben. Vermeide also das Falsche und strebe, das Wahre richtig zu erkennen. Man soll gleich den direkten Weg zum Wahren einschlagen. Schätze die theoretisch wie praktisch vollkommen aufgeklärten Leute hoch, beurteile das Betragen nach den wahren Gesetzen des Buddha und fülle eine Stelle als Nachfolger des Buddha aus!

Kommt das Erwähnte zur Ausführung, dann wird es sicher erreicht. Dann sind die heiligen Schätze geöffnet und sie kommen zur vollkommenen Verwirklichung.

¹ Es wurden einmal viele Blinde um einen Elephanten versammelt und gefragt, was ein Elephant sei. Da antwortete der eine, indem er dessen Ohr anrührte: „Er ähnelt einem Beutel.“ Und ein anderer berührte ein Bein des Elephanten und antwortete: „Er ähnelt einem Fasse.“ u.s.w.

修 證 義

GRUNDSAETZE DER ERLEUCHTUNG UND DEREN AUSUEBUNG IM SINNE DER SŪTŪ-SEKTE.

Uebersetzt von J. SAWAI.

Einleitung.

1

Die Hauptaufgabe der Buddhisten ist, ein vollständiges Verständnis von Geburt und Tod zu erlangen. Findet man in der Geburt und im Tode den Buddha,¹ so gibt es keine Geburt und keinen Tod mehr. Wenn man richtig versteht, dass Geburt und Tod nichts anderes sind, als das Nirwana, dann sind Geburt und Tod einerseits nicht mehr allzu abscheulich, andererseits ist das Nirwana auch nicht allzu erfreulich.

Dann ist man erlöst von Geburt und Tod. — Das muss als die wichtigste Aufgabe von den Buddhisten erfüllt werden.

2

Es ist schwer und kommt selten vor, dass ein Wesen als ein Mensch geboren und der Gelegenheit teilhaftig wird, die Lehre des Buddha kennen zu lernen.

Als die Frucht der besten Aussaat haben wir das seltene Menschenleben erhalten und die teure Lehre des Buddha erkannt. Dieses Leben, das allerbeste und am leichtesten vergängliche, darf zwischen der Geburt und dem Tode nicht verschwendet werden.

3

Dem vergänglichen Leben kann man nicht trauen. Es ist dem Morgentau gleich; man weiss nicht, wann es verschwindet.

¹ Die Wahrheit.

Es steht nicht in der Kraft der Menschen und läuft unaufhaltsam ab.

Die roten frischen Wangen verschwinden bald spurlos, und die Jugend kommt nicht mehr zurück.

Wenn der Tod einmal eintritt, dann kann weder irdische Macht, noch Freundschaft, noch Mitleid, noch Liebe, kurz Nichts kann ihn abwehren, niemand kann ihm widerstehen. Alle Menschen müssen allein¹ aus der Welt scheiden, und bloss die guten und bösen Taten folgen ihnen nach.

4

Man soll sich nicht zu solchen Menschen gesellen, die das Gesetz von Ursache und Wirkung, von karmaischer Vergeltung und von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft leugnen, die den Unterschied von Gut und Böse nicht verstehen und eine falsche Lehre unterhalten. Das Gesetz von Ursache und Wirkung ist klar und unparteiisch. Es leidet keine Ausnahme, und die Menschen mit bösen Taten ernten böse Frucht und die mit guten Taten gute Frucht.

Wäre das Gesetz der Kausalität hinfällig, so wäre es nicht nötig, dass der Buddha auf Erden erscheint, um uns dasselbe zu zeigen, und auch nicht nötig, dass der Erleuchtete zu uns kommt.

5

Es gibt 3 Arten der Karmaischen Vergeltung in Bezug auf die Zeit: 1. die, welche ihre Frucht schon in diesem Leben bringt; 2. die, welche sie in der nächsten Zeit bringt; und 3. die, welche sie in etwas fernerer Zukunft bringt. Diese werden die 3 Zeiten des Karma genannt. Wer das Dharma richtig verstehen und erkennen will, der muss von vorn herein diese drei Zeiten des Karma gut verstehen; sonst verfehlt er das Richtige, kommt auf einen Abweg, fällt in den leidvollen Zustand zurück und bleibt darin.

6

Da wir auf Erden kein zweites Leben haben, wäre es schade, wenn wir das gegenwärtige Leben durch Irrlehren verderbten.

¹ „Allein“ bedeutet hier z. B. selbst der Kaiser, der im Orient als allmächtig gilt, kann beim Tode sein Gefolge nicht mitnehmen.

Wenn man etwas Böses tut und dabei denkt, es sei nichts Böses, es trete keine böse Vergeltung ein, so kann dieser Gedanke den Eintritt der bösen Vergeltung doch nicht verhindern.

Busse und Befreiung.

7

Der Buddha und seine Nachfolger haben aus Mitleid und Liebe zu allen lebenden Wesen das grosse Tor der Barmherzigkeit offen gelassen, damit sie dort hineingehen und die Wahrheit erkennen können. Es wird auch kein einziges Wesen zögern, dort hineinzugehen.

Es kann die dreifache Vergeltung des schlechten Karma nie ausbleiben; doch kann die Busse das schwere Leiden erleichtern oder auch die Sünde wegnehmen.

8

Drum soll man mit ganzem, aufrichtigem Herzen vor den Buddhas der Vergangenheit Busse tun. Dann kommt die heilsame Wirkung der Busse zur Erscheinung, und man ist befreit von den Sünden.

Aus dieser Wirkung ergibt sich unser unbehindertes reines Glauben und rechtes Streben nach Wahrheit. Nun verschwindet der Unterschied von Selbst und Nichtselbst, und diese Wohltat erstreckt sich allgemein auf empfindende und nichtempfindende Wesen.

9

Im ganzen ist es der Gedanke: Obgleich unsere Lebenslage wegen des Karma früherer böser Taten für den Fortschritt unseres Glaubens ungünstig ist, so werden uns doch der Buddha und seine Nachfolger, welche durch die Lehren des Buddhismus zur Erleuchtung gelangt sind, aus Mitleid mit uns von den Fesseln des Karma befreien, uns zum Fortschritt des Glaubens verhelfen, unser Leben mit ihrer heilsamen Wirkung erfüllen und uns ihrer Liebe teilhaftig werden lassen.

Der Buddha und seine Nachfolger waren in ihrer Vergangenheit wie wir, und wir werden in unserer Zukunft wie sie sein.

10

Alle bösen Taten, die wir in der Vergangenheit begangen haben, kommen von unserer Habsucht, unserem Hass und unserer Unwissenheit, die wir seit undenklicher Zeit im Handeln, im Sprechen und im Denken gehegt haben. Für alles dies tun wir jetzt Busse. — Auf diese Busse hin bleibt die heilsame Hilfe des Buddha und seiner Nachfolger nie aus. Drum müssen wir mit der Aeusserung unserer Aufrichtigkeit unsere Sünden vor den Buddhas bekennen. Dann wird dieses Bekenntnis die Wurzel unserer Sünden ausrotten.

Weihung und Einführung.**11**

Demnächst soll man den dreifachen Schatz des Buddha, des Dharma und des Sangha (der Gemeinde) aufrichtigst verehren.

Im Kreislauf von Tod und Wiedergeburt soll man darnach streben, den dreifachen Schatz zu verehren.

Sowohl im Westen (Indien) als auch im Osten (China und Japan) haben der Buddha und seine Nachfolger ihn auch verehrt.

12

Die unglücklichen¹ Wesen haben keine Ahnung vom dreifachen Schatz, geschweigedenn dass sie ihn aufrichtigst verehren.

Glaubt nicht, aus Verlegenheit, an Berggötter oder andere geistige Wesen, auch bringt den irrgläubigen Lehren keine Huldigung dar, die uns von leidvollen Zuständen gar nicht befreien können.

Nehmt Zuflucht zu dem dreifachen Schatz des Buddha, des Dharma und des Sangha, befreit euch von den Fesseln des Leidens und erreicht dadurch die vollständige Erleuchtung.

13

Will man zu dem dreifachen Schatz Zuflucht nehmen, so ist es nötig, dass man vollkommen reinen Glauben habe. Sei es in

¹ Es ist ein grosses Glück, dass ein Wesen als ein Mensch geboren wird und die Lehre des Buddha kennen lernt (siehe § 2).

der Zeit, wo die Buddhas noch lebten oder jetzt, wo sie nicht mehr leben, man muss sich ihnen mit gefalteten Händen nähern, sich niederbeugen und die Formel wiederholen:

Ich nehme meine Zuflucht zu dem Buddha.

Ich nehme meine Zuflucht zu dem Dharma (Gesetze).

Ich nehme meine Zuflucht zu dem Sangha (zur Gemeinde).

Der Buddha ist der grösste Meister, das Dharma das beste Arzneimittel und das Sangha der beste Freund, drum muss man zu ihnen seine Zuflucht nehmen.

Wenn man Buddhas Nachfolger werden will, so ist hierzu das aufrichtige Wiederholen der Zufluchtsformel unbedingt notwendig. Ehe man aber die Vorschriften (Gebot und Verbot) annimmt, muss erst das Gelübde mit der Zufluchtsformel stattfinden. Also kommt das Verständnis und die Befolgung der Vorschriften erst durch die Zufluchtsformel zustande.

14

Die heilsame Wirkung der dreifachen Zuflucht tritt in der Zeit einer gegenseitigen Gemeinschaft zwischen dem Jünger und dem Beschützer sicher ein. Sei er Deva oder Mensch, Bewohner der Unterwelt, Dämon oder Tier, er kann die Wirkung der dreifachen Zuflucht geniessen, wenn die gegenseitige Gemeinschaft hergestellt ist.

Wenn er die dreifache Zuflucht genommen hat, so vergrössert sich hiervon die Wirkung in jedem Stadium des Daseins und er wird sicher sein, am Ende die vollkommenste Weisheit zu erlangen.

Dass dies die wunderbare Wirkung der dreifachen Zuflucht ist, hat der Buddha selbst erklärt. Wir müssen fest daran glauben.

15

Demnächst soll man in die dreifachen Vorschriften der Reinheit eingeweiht werden, betreffend: 1) das Unterlassen aller verbotenen Handlungen; 2) das Tun aller guten Taten; und 3) das Tun der Handlungen, die zum Nutzen aller empfindenden Wesen gereichen.

Ferner soll man in die zehn ernsten, verbotenden Vorschriften eingeweiht werden:

1. Töte nicht ;
2. Stiehl nicht ;
3. Pflege keinen ausserehelichen Verkehr ;
4. Lüge nicht ;
5. Verkaufe keine berauschenden Getränke ;
6. Sprich nicht über Mängel eines andern ;
7. Lobe dich nicht selbst und tadle nicht andere ;
8. Tue Liebeswerke nicht ungern ;
9. Hege keinen Aerger ;
10. Verleumde nicht den dreifachen Schatz.

Alle Buddhas in der Vergangenheit haben die dreifachen Vorschriften der Reinheit und die 10 ersten Verbote befolgt.

16

Wenn man in alle diese Vorschriften eingeweiht ist, dann kann man zur vollkommensten Weisheit (Buddhaschaft) gelangen, die alle Buddhas in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erreicht haben oder erreichen werden. Also müssen alle vernünftigen Menschen darnach streben.

Nach den Worten des Buddha können die Eingeweihten in denselben Rang wie alle Buddhas eintreten, und sie sind wahrhaftig Kinder des Buddha.

17

Die Buddhas wirken stets in ihrer unendlichen Weisheit und umschliessen alle Einzelwesen darin. Und bei allen Einzelwesen verschwindet, wenn sie darin zu leben kommen, der Unterschied zwischen dem Selbst und dem Nichtselbst.

Wenn diese Vollendung erreicht ist und der Unterschied zwischen dem Buddha und dem Einzelwesen verschwindet, dann verrichtet jedes Wesen in der Welt, sei es die Erde selbst, oder eine Pflanze oder ein Mauerstück oder ein Stück Ziegelstein, das Werk eines Buddha.

Selbst sie leiten uns mittels des wundersamen Einflusses des Buddha in den Zustand der Erleuchtung. Dies heisst das Verdienst des Nichttuns, dies ist das Erwachen des Weisheitsherzens (des Bodhi-citta).

Das Erwachen des Wunsches, andern wohlzutun.

18

Unter dem Erwachen des Weisheitsherzens versteht man das Erwachen des ersten Wunsches und der ersten Anstrengung, allen empfindenden Wesen zu helfen, dass sie das ferne Ufer der Erleuchtung erreichen, bevor man selbst den Strom durchfahren hat. In welcher Lage es auch sei, man muss gleich bei der ersten Gelegenheit in sich selbst diesen ersten Wunsch wachrufen.

19

Selbst ein Mensch, der äusserlich sehr dürftig aussieht, kann mit dem Erwachen dieses Wunsches ein geistiger Führer aller empfindenden Wesen werden. Sogar ein weibliches Wesen von 7 Jahren kann damit ein geistiger Führer aller buddhistischen Gläubigen und ein geliebter Vater aller empfindenden Wesen werden. Deshalb hat es hier mit den Geschlechtern gar nichts zu tun, und dies ist das wunderbarste Gesetz in den Lehren des Buddha.

20

Nachdem das Weisheitsherz erwacht ist, ist es doch möglich, dass man noch auf den 6 Pfaden wandert. Aber diese Wanderung bleibt immer noch eine Ausübung des Weisheitsherzens. Hätte man schon die Vergangenheit unbenützt vorübergehen lassen, so muss man doch vor dem Ablauf dieses Lebens möglichst bald für das Erwachen dieses Wunsches sorgen.

Wenn das eigene Verdienst schon reif genug ist, Buddha zu werden, so soll man es doch ganz auf seine Mitmenschen richten; ihnen dazu verhelfen, die Buddhaschaft zu erlangen. Auch gibt es Leute, die trotz ihres völlig gereiften Verdienstes die Buddhaschaft nicht erlangen, denn ihr Wunsch besteht darin, anderen zu dienen und ihnen hinüber an das andere Ufer der Erleuchtung zu verhelfen.

21

Es gibt 4 Wege, anderen zu helfen :

1. Mildtätigkeit
2. Liebende Worte

3. Wohltaten
4. Anteilnahme an anderen.

Diese 4 Wege sind die Wünsche und Anstrengungen des Bodhi-sattwa.

1. Unter Mildtätigkeit versteht man das Nichtbegehren. Fremde Sachen nicht zu begehren, ist auch eine Mildtätigkeit. Wie klein und gering auch die Mildtat sein mag, so muss sie stets mit aufrichtigstem Herzen geschehen.

Selbst einen Satz oder einen Vers aus den Lehren des Buddha den anderen zur Erkenntnis zu bringen oder eine kleinere Gabe zu machen, kann nicht bloss in diesem, sondern auch im nächsten Leben die Pflanzung einer Saat der Güte sein.

Zwischen der geistigen und der körperlichen Mildtätigkeit gibt es keinen Unterschied. Die Hauptsache ist, dass man beim Helfen nicht an Vergeltung denkt, sondern bloss sich selbst zum Opfer zu bringen strebt.

Die Einrichtung einer Fährtē oder der Bau einer Brücke ist ein Liebeswerk; Handel und Gewerbe treiben ist auch eine Mildtätigkeit.

22

Unter „liebenden Worten“ versteht man das zarte Sprechen zu allen empfindenden Wesen, die man mit väterlicher Liebe und grosser Freundlichkeit ansieht.

Lobe die Tugendhaften und bemitleide die in der Tugend Mangelhaften.

Die Herzen der Feinde zu gewinnen und die Tugendhaften friedlich zusammenzuhalten, das alles geschieht durch die Liebesworte.

Die Leute vor ihrem Angesicht zu loben, erfüllt sie mit Freude; und sie selbst in ihrer Abwesenheit zu loben, prägt in ihr Herz eine tiefe Dankbarkeit ein.— Man muss lernen, dass die Liebesworte Macht haben, sogar den Himmel zu drehen.

23

Unter „Wohltaten“ (Liebestaten) versteht man, nach Mitteln zu suchen, allen anderen, sowohl den Vornehmen wie den Geringen, wohlzutun. Einer hilflosen Schildkröte¹ oder

¹ Beispiele von empfindenden Wesen, von denen man keine Vergeltung erwarten kann.

einem kranken Sperling zu helfen, geschieht nicht aus dem Gedanken an Vergeltung heraus, sondern bloss aus Mitleid und Liebe.

Der Unverständige wird wohl meinen: „Anderen Wohltaten zu erweisen, schränkt deinen eigenen Vorteil ein.“ Das ist ganz verkehrt. Die Wohltaten (Liebestaten) tun uns selber ebenso wie den anderen wohl.

24

Unter „Anteilnahme an anderen“ versteht man, ohne Entäusserung seines eigenen Gewissens anderen zu folgen. So ist z.B. der Çākya-Muni, der Erleuchtete, unter menschlichen Wesen erschienen und hat sein Geschick mit den Menschen geteilt.

Wenn die Anderheit mit Selbstheit gleichgesetzt wird, so wird andererseits die Selbstheit mit Anderheit gleichgesetzt.

Das Meer nimmt alle Gewässer in sich auf und ist dadurch schliesslich so gross.

25

Das ist der Sinn der Tätigkeit, die vom Weisheitsherzen kommt. Wir müssen es recht gut erwägen und hoch schätzen.

Wir müssen auch das geistige Verdienst verehren, welches sich über alle Wesen dadurch erstreckt, dass sie die Wohltaten vom Buddha empfangen und zur Erleuchtung gelangen.

Bewahrung und Dankbarkeit.

26

Empfindende Wesen auf dieser Erde sind durch ihr Karma hauptsächlich dazu bestimmt, das Weisheitsherz in sich wach zu halten.

Ihr Wunsch, in dieser Welt geboren zu sein, ist erfüllt.— Denn Çākya-Muni ist in dieser Welt auch Buddha geworden.

27

In der Zeit, wo das echte Dharma nicht herrscht, können wir selbst mit unserer Aufopferung dasselbe nicht erkennen. Aber in der Tat sind wir gesegnet, die wir in den Tagen des reinen Dharma gekommen sind. Sagt nicht der Buddha:

„Wenn man einen Meister erkennt, welcher vollkommene Weisheit lehrt, so frage man nicht, aus welcher Kaste er ist, gebe keine Obacht auf seine äusseren Züge, betrachte nicht seine Mängel oder kritisiere nicht seine Tätigkeit, erzeuge nicht deshalb Abscheu vor ihm, verehere bloss seine Weisheit und verbeuge sich dreimal täglich ehrfurchtsvoll vor ihm.“?

28

Dass wir den Buddha sehen und auf seine Lehren hören können, ist der Erhaltung des guten Dharma durch den Buddha und seine Nachfolger zu verdanken.

Wenn sie es uns nicht überliefert hätten, könnten wir es jetzt nicht erkennen. Wir müssen selbst für die Gabe eines einzigen Satzes oder eines kleinen Teils des Dharma dankbar sein. Um so mehr müssen wir für das unvergleichliche Geschenk des guten Gesetzes, des höchsten Kleinodes, unsere Dankbarkeit äussern.

Selbst die Tiere sollen ihre Dankbarkeit zeigen. Wie dürften die Menschen undankbar sein?

29

Der eigentliche Weg, unsere Dankbarkeit zu zeigen, ist die rechte Bewahrung unsres täglichen Lebens, es nicht zu vergeuden, unsere Zeit nicht umsonst zu verbrauchen. Es gibt keinen anderen Weg der Dankbarkeit.

30

Die Zeit vergeht geschwinder als ein fliegender Pfeil, und das Leben ist noch vergänglicher als Morgentau. Mit keiner Kunst und Erfindung sind wir imstande, einen Tag wieder herzustellen, der vergangen ist.

Ein in Müsiggang vergeudetes Leben von 100 Jahren ist in der Tat eine bedauernswerte Existenz. Aber ein Mensch mag als ein Sinnensklave 100 Jahre lang leben, nur lasst es ihm gelingen, *einen* Tag seines Lebens sich auf das gute Gesetz zu stützen, dann wird dieser eine Tag nicht nur die verlorenen 100 Jahre ausgleichen, sondern auch das kommende Leben eines manchen Jahres verdienstvoll beeinflussen. Das Leben dieses einen Tages ist ein kostbares Dasein, es ist zu lieben und hoch zu schätzen.

Nur durch die rechtschaffene Bewahrung unsrer selbst im Gesetz wird die verdienstvolle Bewahrung der Buddhas offenbar. Mithin ist die rechte Bewahrung eines einzigen Tages schon die Saat der Buddhaschaft, und die rechtschaffene Bewahrung der Buddhas selbst.

31

Unter den Buddhas ist Çākya-Muni selbst zu verstehen. Und dieser Çākya-Muni ist weiter nichts als unser eigener Geist. Die Buddhas aller Zeiten, der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft, werden durch ihre Erlangung der Buddhaschaft Çākya-Muni; d.h. sie sind alle von dem einen Geiste.

Wir müssen herausfinden, was dieser eine Geist ist; dann bezeigen wir durch solche Tätigkeit wirklich unsere Dankbarkeit gegen den Buddha.

DIE PREUSSISCHE EXPEDITION NACH JAPAN 1860-61.

Vortrag, gehalten von Dr. E. OHRT in der Sitzung
zu Yokohama am 7. Dezember 1910.

EINLEITUNG.

Am 4. September 1860 traf die preussische Expedition, die zum Abschluss von Handelsverträgen mit den ostasiatischen Mächten ausgesandt war, vor Tōkyō, oder wie es damals hiess, Yedo, ein; am 24. Januar 1861 wurde dort der erste Freundschafts-, Handels- und Schifffahrts-Vertrag zwischen Preussen und Japan unterzeichnet. Dieser Vertrag bildete Jahrzehnte lang die Grundlage für die politischen und die Handels-Beziehungen zwischen Preussen und Japan, später auch zwischen dem Norddeutschen Bunde, bezw. dem Deutschen Reiche und Japan. Denn wenn auch am 20. Februar 1869 ein neuer Vertrag zwischen dem Norddeutschen Bunde und Japan unterzeichnet wurde, so ist dieser letztere doch vollständig auf jenem ersten preussischen Vertrage, mit dem er grösstenteils wörtlich übereinstimmt, aufgebaut worden. Im April 1895 wurde bekanntlich dann aufs Neue ein Vertrag zwischen dem Deutschen Reich und Japan geschlossen, auf Grund dessen der Vertrag vom Jahre 1869 mit dem 17. Juli 1899 sein Ende erreichte, und gegenwärtig stehen wir, wie bekannt ist, wiederum in Unterhandlungen mit Japan wegen einer Neuregelung des deutsch-japanischen Vertragsverhältnisses.

Bei der grossen Bedeutung, die somit der preussische Vertrag vom Jahre 1861 für die Gestaltung der deutsch-japanischen Beziehungen gehabt hat, erfüllen wir heute lediglich eine Dankeschuld, wenn wir der Männer gedenken, die vor gerade 50 Jahren unter ausserordentlich schwierigen Verhältnissen die erste Brücke zwischen Japan und Deutschland geschlagen und Beziehungen angeknüpft haben, die im Laufe des verflossenen halben Jahrhunderts auf politischem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete eine so mannigfache Ausgestaltung erfahren sollten.

LITERATUR.

DEUTSCHE QUELLEN.

„Die preussische Expedition nach Ostasien. Nach amtlichen Quellen. Berlin 1864-73“. Das Werk umfasst sieben Bände; die ersten vier enthalten einen Bericht über den Verlauf der Expedition und sind von dem Maler Berg, einem Mitgliede derselben, verfasst. Band V und VI bilden den zoologischen, Band VII den botanischen Teil; sie enthalten die Berichte der Expedition gleichfalls beigegebenen wissenschaftlichen Sachverständigen Dr. von Martens (für Zoologie) und Regierungsrat Wichura (für Botanik). Da letzterer bald nach Beendigung der Expedition starb, ist auch der botanische Teil nach den von ihm gesammelten Materialien von Dr. von Martens bearbeitet worden. Endlich gehört zu diesem Werke noch eine, zu einem Bande unter dem Titel „Ansichten aus Japan, China und Siam“ vereinigte Sammlung landschaftlicher Darstellungen von dem eben genannten Maler A. Berg.

Dieses amtliche Werk ist naturgemäss nicht nur die ergiebigste, sondern auch die zuverlässigste Informationsquelle für unser Thema.

Ausserdem haben auch noch eine Reihe von Mitgliedern der Expedition private Berichte über die dabei von ihnen gemachten Beobachtungen und ihre Erlebnisse veröffentlicht:

Maron, H. „Japan und China. Reiseskizzen, entworfen während der preussischen Expedition nach Ostasien, Berlin 1863“.

Kreyher, J.* „Die preussische Expedition nach Ostasien in den Jahren 1859-62, Reisebilder aus Japan, China und Siam, Hamburg 1863“.

Spiess, G. „Die preussische Expedition nach Ostasien während der Jahre 1860-62, Reiseskizzen aus Japan, China, Siam und der indischen Inselwelt, Berlin 1864“.

Werner, R.* „Die preussische Expedition nach China, Japan und Siam in den Jahren 1860-62, Reisebriefe, Leipzig 1863“.

Die Verfasser waren sämtlich Mitglieder der Expedition. Maron war landwirtschaftlicher Sachverständiger, Kreyher war

* Die Werke von Kreyher und Werner haben dem Verfasser bei dieser Arbeit nicht vorgelegen.

der Geistliche an Bord S.M.S. „Arkona“, Spiess Bevollmächtigter der Sächsischen Handelskammer, und Werner, Leutnant zur See I. Klasse, Kommandant des zum Expeditionsgeschwader gehörigen Transportschiffes „Elbe.“

Diese amtlichen und privaten Berichte über die Expedition finden eine höchst dankenswerte Ergänzung in den im Jahre 1900 veröffentlichten Briefen, die Graf Eulenburg, der Chef der Expedition, im Verlaufe der letzteren an seinen Bruder, den i. J. 1889 verstorbenen Grafen Philipp zu Eulenburg, gerichtet hat. Sie sind erschienen unter dem Titel „Ostasien 1860-62, in Briefen des Grafen Fritz zu Eulenburg. Berlin 1900.“ In diesem Buch haben wir, neben dem amtlichen Expeditionsbericht, zweifellos die unmittelbarste und zuverlässigste Informationsquelle über die damaligen Ereignisse und besonders über die Eindrücke, die die Teilnehmer der Expedition auf ihren Reisen gewannen.

Endlich ist noch zu nennen M. von Brandt „Drei und dreissig Jahre in Ostasien. Erinnerungen eines deutschen Diplomaten. Leipzig 1901.“ 3 Bände. Herr von Brandt gehörte bekanntlich der preussischen Mission als Attaché an. Etwa die Hälfte des ersten Bandes ist der Expedition nach Japan gewidmet.

Dass alle diese Werke in ihren Mitteilungen über die derzeitigen Verhältnisse und Vorgänge in Japan nicht frei von Irrtümern sind, ist nicht zu verwundern, wenn man die Dürftigkeit der Informationen berücksichtigt, die auch den damals in Japan ansässigen Ausländern in Bezug auf dieses Land zuzugingen.*

JAPANISCHE QUELLEN.

Das japanische Quellenmaterial ist äusserst dürftig, jedenfalls, soweit ich habe ermitteln können. In dem Werke „*Bakumatsu gaikōdan*“ (Diplomatische Vorgänge gegen Ende der TOKUGAWA-Zeit) von Tanabe Taiichi, handelt ein Kapitel über „Den preussischen Vertrag und den Selbstmord des Hori Oribe

* Nachträglich bin ich auf einen Aufsatz der Marine-Rundschau (Sept. 1910) aufmerksam gemacht worden, der Auszüge aus dem Tagebuch eines ungenannten Matrosen der „Thetis“ über die Expedition enthält. Soweit ich aus der sehr gedrängten Wiedergabe entnehmen kann, enthält das Tagebuch recht viele tatsächliche Unrichtigkeiten und ist daher für die Ergänzung des historischen Materials über die Expedition von zweifelhaftem Wert, wenn sich die Lektüre auch, schon um der Originalität der Aufzeichnung willen, wohl verlohnen dürfte.

no Kami.“ Ferner findet sich in den Werk „*Kaikoku Kigen*“ (Der Anlass zur Eröffnung Japans) von (dem späteren Grafen) Katsu Awa, eine kurze Notiz über die preussische Expedition. Beide Berichte bringen wenig Neues und besonders der letztere ist ungenau.

I. DIE VORGESCHICHTE DER EXPEDITION.

EIN VORLAEUFER DER EULENBURG'SCHEN EXPEDITION?

Man nimmt allgemein an, dass die Expedition des Grafen Eulenburg den Anfang völkerrechtlicher Beziehungen zwischen Japan und Preussen (Deutschland) darstelle. Das erwähnte japanische Werk „*Bakumatsu gaikōdan*“ belehrt uns indessen darüber eines anderen. Es schreibt:

„Im achten Monat des zweiten Jahres der Periode Ansei (1855), d.h. ein Jahr nach der Eröffnung des Hafens von Shimoda, kam das amerikanische Schiff „Kreta“ (?) nach Shimoda. Um diese Zeit war ein russisches Kriegsschiff an der japanischen Küste gestrandet * und man charterte die „Kreta“, um einen Teil der Besatzung des Kriegsschiffs in ihre Heimat zurückzubefördern. Mit der „Kreta“ war ein Mann, namens Ritzdorf (?), nach Japan gekommen, der in Shimoda gelandet war und sich im Tempel Gyokusenji zu Kakisaki, nahe Shimoda, niedergelassen hatte. Dieser Ritzdorf sagte aus, er sei preussischer Offizier, sein Vater bekleide die Stelle eines Admirals in Preussen; er habe daher Beziehungen zu den russischen Offizieren und, wenn man seine Vermittlung in Anspruch nehme, so werde sich die Heimschaffung der russischen Besatzung mit dem amerikanischen Schiff leicht ermöglichen lassen. Er sagte ferner, sein Heimatsstaat, also Preussen, wünsche gleichfalls mit Japan in Verkehr zu treten, doch sei es mit Rücksicht auf die Verteidigung seiner Küsten nicht in der Lage, wie Amerika und Russland, ein Geschwader mit einem Ab-

* Rein, Japan, Band I Seite 396 schreibt, „die russische Fregatte „Diana“ wurde am 23. Dezember 1854 in Shimoda bei dem grossen Erdbeben, das auch Tokyo zum grossen Teil zerstörte, durch eine Flutwelle so beschädigt, dass sie verlassen werden musste. Die Mannschaft kehrte mit einem amerikanischen Schooner nach Petropawlowsk zurück.“ Vielleicht ist das gestrandete russische Kriegsschiff mit der „Diana“ identisch.

gesandten in so ferne Gegenden zu schicken. Diese Formalität erübrige sich aber auch vielleicht, und er (Ritzdorf) habe es daher übernommen, Japan den Wunsch seiner heimischen Regierung zu übermitteln. Zu diesem Behufe ersuchte er den Bugyo (Gouverneur) von Shimoda, ein von ihm abgefasstes Schreiben an die Shogunats-Regierung nach Yedo weiterzugeben.

Dieser Ritzdorf hatte sich bei seiner Ankunft in Shimoda als Amerikaner ausgegeben und als solchem war ihm auf Grund des Vertrages mit Amerika die Landung und der Aufenthalt am Lande gestattet worden. Auch bei den Charterverhandlungen war er in der Korrespondenz von beiden Seiten stets als Amerikaner bezeichnet. Es war daher nicht angängig, ihn als einen Unterhändler zwischen den beiden Regierungen (von Japan und Preussen) anzusehen, und der Bugyo sandte ihm seinen Brief wieder zurück.

„Dies war,“ so schliesst der Bericht, „der erste der Versuche Preussens, mit Japan freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Der Zeitfolge nach kam Preussen damit hinter England, aber vor Frankreich.“

Ich möchte indessen in Zweifel ziehen, dass es sich bei diesem Vorgang tatsächlich um einen Versuch der Preussischen Regierung gehandelt hat, mit Japan in Verkehr zu treten. Etwas Tatsächliches wird allerdings dem Berichte des *Bakumatsu Gaikōdan* zu Grunde liegen, aber es ist wohl anzunehmen, dass Ritzdorf, wenn er wirklich Preusse war, auf eigene Hand den Versuch gemacht hat, die Anbahnung von Vertragsbeziehungen zwischen Japan und Preussen vorzubereiten, vielleicht, um sich dadurch in den Augen der Japaner und später in der Heimat ein Relief zu geben. Jedenfalls habe ich in dem mir zugänglich gewesenen Material die angebliche Mission des Ritzdorf mit keinem Wort erwähnt gefunden.

VERANLASSUNG UND ZWECK DER EXPEDITION.

Nachdem es im 5. und 6. Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts den Westmächten gelungen war, die Tore China's dem Verkehr mit dem Auslande zu öffnen, und nachdem in den 50 er Jahren auch Japan von Amerika und verschiedenen europäischen Staaten veranlasst war, seine frühere Abgeschlossenheit aufzugeben, stellte sich für Preussen und die mit ihm zum Zollverein ver-

bundenen Staaten, sowie für die deutschen Hansestädte gleichfalls das Bedürfnis ein, mit den ostasiatischen Mächten Verträge abzuschliessen. Zwar waren unsere wirtschaftlichen Interessen hier draussen zunächst noch gering. Man konnte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die jährliche Zahl der Schiffe, die unter einer deutschen Flagge ostasiatische Häfen anliefen, noch bequem an den Fingern einer Hand herrechnen. Auch der Schutz der dort lebenden Deutschen liess eine dauernde Vertretung Deutschlands bei den ostasiatischen Mächten noch nicht als eine so dringende Notwendigkeit erscheinen, denn bei der damals herrschenden Solidarität aller europäischen Interessen nahmen sich die Vertreter Englands, Frankreichs und anderer Länder in jenen Zeiten bereitwillig auch der deutschen Interessen an. Indessen hatte dieser Zustand doch verschiedene Uebelstände im Gefolge. Zunächst war es der Stellung einer Macht, wie Preussen es damals in Europa war, nicht mehr würdig, den Schutz seiner Untertanen einem fremden Staat zu überlassen. Sodann, wenn für den Schutz der Deutschen auch hinreichend gesorgt war, so traten bei der Abwesenheit einer konsularischen Vertretung doch Schwierigkeiten ein, wenn es sich darum handelte, die hier lebenden Deutschen zivilrechtlich oder im Falle etwaiger Ausschreitungen zur Verantwortung zu ziehen, denn die Jurisdiktion konnten die fremden Vertreter über Deutsche in Japan, China u.s.w. natürlich nicht ausüben. Ueberhaupt erkannte man schon damals die Bedeutung der neu erschlossenen Länder für den Weltmarkt, und der aufblühende deutsche Handel erheischte vertragsmässig gesicherte Grundlagen, um sich an der Ausnutzung der gebotenen Gelegenheit beteiligen zu können. So reifte denn der Gedanke, von Preussen aus eine grössere Expedition nach den Ländern des östlichen Asiens auszurüsten, in den 50 er Jahren des vorigen Jahrhunderts heran, und die Ausführung des Unternehmens wurde im Sommer 1859 zum Beschluss.

Zweck der Expedition war in erster Linie der Abschluss von Handelsverträgen mit Japan, China und Siam. Sodann sollte auch der jungen preussischen Marine, die bisher die Gewässer des Atlantischen Ozeans noch nicht verlassen hatte, Gelegenheit gegeben werden, die preussische Flagge an entfernten Gestaden zu zeigen und ihre Erfahrungen zu bereichern. Gleichzeitig wollte man der Expedition eine Anzahl Gelehrter mitgeben, die auf verschiedenen Gebieten wissenschaftliche Studien machen

sollten, und endlich verfolgten einige, mit der Expedition fahrende Kaufleute den Zweck, auf der Reise Handelsbeziehungen mit den hiesigen Firmen für sich und die von ihnen vertretenen Wirtschaftsgruppen anzuknüpfen.

VORBEREITUNGEN.

Am 9. August 1859 wurde ein Entwurf über die Einzelheiten der geplanten Expedition, ihre Zusammensetzung, die Stärke und Ausrüstung des Geschwaders, die Kosten, die Beteiligung der Hansestädte, den Plan der abzuschliessenden Verträge u.s.w. aufgestellt. In die Verträge sollten neben Preussen auch die übrigen Zollvereinsstaaten, ferner die Grossherzogtümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz sowie die Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck aufgenommen werden. Zum Chef der Expedition war zunächst der damalige preussische Ministerresident in Hamburg, Freiherr von Richthofen, ausersehen. Seine Ernennung zerschlug sich aber und man wählte für diesen Posten den Legationsrat Grafen Friedrich zu Eulenburg, derzeit preussischen Generalkonsul in Warschau, der auch mit der Erledigung der erforderlichen Vorbereitungen betraut wurde. Diese wurden denn auch, nachdem der für die Expedition aufgestellte Entwurf am 15. August 1859 die Allerhöchste Genehmigung gefunden hatte, alsbald begonnen. Die zum Expeditionsgeschwader gehörigen Kriegsschiffe verliessen schon gegen Ende des Jahres den damaligen preussischen Kriegshafen Danzig. Als dann im Frühjahr 1860 die beiden Häuser des Landtages die Kosten für die Expedition bewilligt hatten, brachten auch die Mitglieder der Gesandtschaft ihre Vorbereitungen eiligst zum Abschluss.

ZUSAMMENSETZUNG DER EXPEDITION.

Die Gesandtschaft.

Chef der Expedition war, wie erwähnt, der Legationsrat Graf Friedrich zu Eulenburg, geb. 1815; er wurde für diese Mission zum Ausserordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten Minister an den Höfen von Yedo, Peking und Bangkok ernannt. Nach seiner Rückkehr aus Ostasien erhielt Graf Eulenburg 1862 den Posten des Preussischen Ministers des Innern, den er bis 1878, also volle 16 Jahre, bekleidete. In dieser langen und für die Entwicklung Preussen-Deutschlands so überaus wichtigen

Zeit war er ein eifriger und wirksamer Helfer des Fürsten Bismarck, den er besonders in der Konfliktzeit unterstützte. Er starb 1881 zu Schöneberg bei Berlin. Graf Eulenburg hat sich während der Expedition nach Ostasien nicht nur als einen überaus geschickten und taktvollen Diplomaten bewiesen, er genoss auch bei den Mitgliedern der Expedition, wie sich aus den verschiedenen Aufzeichnungen ergibt, allseitig die grösste persönliche Hochachtung und Beliebtheit, wie denn auch der Leser seiner „Briefe aus Ostasien“ einen sehr sympathischen Eindruck von seiner Persönlichkeit gewinnen muss.

Das Personal der Gesandtschaft setzte sich folgendermassen zusammen:

Legationssekretär Pieschel, gest. als Legationsrat in Berlin. Pieschel tritt in den amtlichen und privaten Berichten über die Expedition, sowohl dienstlich wie gesellschaftlich, völlig in den Hintergrund; er wird fast nie erwähnt.

Die Gesandtschaftsattachés von Brandt, von Bunsen und Graf August zu Eulenburg. von Brandt wurde später Konsul, darauf Ministerresident in Japan, ging dann als Gesandter nach Peking und trat 1893 in den Ruhestand. von Bunsen war bis 1872 Generalkonsul in Alexandrien, er starb 1892 im Ruhestande zu Heidelberg. Graf August zu Eulenburg, damals Leutnant im 1. Garde-Regiment zu Fuss, war ein Neffe des Gesandten, er ging später in den Preussischen Hofdienst über.

Die wissenschaftlichen Mitglieder der Expedition: Regierungsrat Wichura (Botaniker), gest. 1866 in Berlin, Dr. von Martens (Zoologe), später Direktor des Museums für Natur- und Völkerkunde in Berlin, Dr. Freiherr von Richthofen (Geologe), besonders durch seine Werke über China bekannt geworden, und der landwirtschaftliche Sachverständige Dr. Maron.

Ferner gehörten noch der Expedition an:
 der Maler A. Berg, wie erwähnt, der Verfasser des amtlichen Expeditionsberichts,
 der Zeichner W. Heine,
 der Photograph Bismarck; dieser trat später in den chinesischen Dolmetscherdienst ein und starb Anfang 1880 als Deutscher Konsul in Amoy,
 der Gärtner Schottmüller,
 die preussischen Kaufleute Grube, Jakob und Kommerzienrat Wolff,
 der Bevollmächtigte der Sächsischen Handelskammer, Spiess.

Von diesen kaufmännischen Sachverständigen kann man eigentlich nur den Sachsen Spiess als Mitglied der Expedition betrachten, jedenfalls während ihres Aufenthalts in Japan. Die andern drei fuhren von Singapore, wo die Expedition sich konstituierte, auf der „Elbe“ nach Hongkong, während das übrige Geschwader direkt nach Japan segelte. Von Hongkong aus gingen sie dann meist ihre eigenen Wege und blieben mit der Expedition nur in mehr oder minder losem Zusammenhang. Graf Eulenburg beklagt sich einmal in seinen Briefen, dass die Kaufleute ihm den Gehorsam aufgekündigt hätten, er wolle ihnen keine Gelder mehr anweisen und sie dadurch zur Raison bringen.

Endlich ist noch der Gesandtschaftsarzt Dr. Lucius zu erwähnen. Dieser hatte an dem spanischen Feldzug in Marokko teilgenommen und traf auf der Reise nach China, wo er sich zur englischen Armee begeben wollte, in Colombo mit dem Grafen Eulenburg zusammen, dem er sich dann für die ganze Dauer der Expedition anschloss. Das erwies sich später als sehr nützlich, und Dr. Lucius wurde nachträglich von der Preussischen Regierung als Gesandtschaftsarzt förmlich angestellt. Er ist identisch mit dem späteren langjährigen Preussischen Landwirtschaftsminister, Freiherrn Lucius von Ballhausen.

Von den Expeditionsmitgliedern sind, soweit ich habe ermitteln können, heute nur noch folgende drei am Leben:
 von Brandt, Wirkl. Geheimer Rat und Gesandter a.D. in Weimar, 75 Jahre alt,
 Graf August zu Eulenburg, Ober-Hof- und Hausmarschall Seiner Majestät des Kaisers in Berlin, 72 Jahre alt, und
 Freiherr Lucius von Ballhausen, Staatsminister a.D. in Berlin, 75 Jahre alt.

DAS EXPEDITIONSGESCHWADER UND SEINE BESATZUNG.

Ueber die zum Expeditions-Geschwader gehörigen vier Schiffe enthält der amtliche Bericht folgende Angaben:

„Die Dampfkorvette „Arkona“ — von 2320 Tonnen — ist auf der königlichen Werft zu Danzig in den Jahren 1856 bis 1858 gebaut. Ihre Armierung bestand während der ostasiatischen Expedition aus 1 Sechsenddreissigpfünder I. Klasse, 6 Achtundsechzigpfündern und 20 Sechsenddreissigpfündern II. Klasse, die Bemannung mit Einschluss des Stabes aus 319 Köpfen.

Die Segelfregatte „Thetis“ — von 1533 Tonnen — ist 1846 in Plymouth gebaut und durch Kauf in den Besitz der Preussischen Regierung übergegangen. Ihre Armierung bestand aus 32 Dreissigpfündern und 6 Achtundsechzigpfündern, Stab und Besatzung aus 333 Köpfen.

Der Schooner „Frauenlob“ — von 95 Tonnen — war in den Jahren 1853 und 1854 aus den Mitteln der Stiftung „Frauengabe“ gebaut, seine Armierung 1 Dreissigpfünder, die Equipage mit dem Stabe 41 Mann stark.

Das in Hamburg gebaute Transportschiff „Elbe“ wurde mit 6 Sechspfündern armiert; Stab und Mannschaft betragen 47 Köpfe.

Zum Chef des Geschwaders wurde Kapitän zur See Sundewall, ein geborener Schwede, mit dem Range eines Kommodore, ernannt, er hisste seine Flagge auf der „Arkona.“ Sundewall wird als ein alter Seebär, im übrigen aber als sympathische Persönlichkeit geschildert; des Deutschen war er nur ziemlich mangelhaft mächtig.

Kommandant der „Thetis“ war Kapitän z.S. Jachmann.

„Frauenlob“ stand unter dem Kommando des Leutnants z.S. I. Klasse Rehtzke, „Elbe“ unter dem des Leutnants z.S. I. Klasse Werner. Von Rehtzke heisst es allgemein, dass er ein sehr befähigter Offizier und ein ebenso liebenswürdiger Mensch gewesen sei. Er fand bei dem Untergang der „Frauenlob“ seinen Tod. Von Werner stammen die oben erwähnten Reisebriefe. Er ist, soweit ich habe ermitteln können, identisch mit dem bekannten Marineschriftsteller gleichen Namens und lebt zurzeit als Vizeadmiral a.D. in Berlin.

Die Besatzung der Schiffe betrug im ganzen 740 Mann. An Offizieren, Fähnrichs, Seekadetten pp. waren ausser den Kommandanten an Bord drei Leutnants z.S. I. Klasse, neun Leutnants z.S. II. Klasse, elf Fähnrichs z.S. und siebenundzwanzig Seekadetten. Die Avancementsverhältnisse in der preussischen Marine müssen damals recht günstige gewesen sein, denn aus diesen im ganzen 50 Offizieren pp. sind hervorgegangen drei kommandierende Admirale (Graf Monts, v. Knorr und v. Hollmann), neun Vizeadmirale, acht Kontreadmirale und zehn Kapitäne z.S. Wir finden darunter, ausser den schon Genannten, noch andere bekannte Namen, wie v. Werner, Deinhard, Valois u.a., die in späteren Jahren auf die Entwicklung unserer Marine einen massgebenden Einfluss ausgeübt haben. Ferner waren an

Bord des Geschwaders noch acht Aerzte, ein Prediger (Kreyher) und zwei Sekondeleutnants des Seebataillons*.

Im aktiven Dienst ist von diesen Offizieren heute natürlich niemand mehr. Es leben davon auch nur noch wenige, unter denen v. Knorr, v. Hollmann etc. zu nennen sind.

Zwei der damaligen Seekadetten sind zur Diplomatie übergegangen: v. Eisendecker, der später in Tōkyō Ministerresident und Gesandter, dann Gesandter in Washington war und jetzt seit langen Jahren Preussischer Gesandter in Karlsruhe ist. Ferner Zembsch, der als Kapitän zur See z.D. das Deutsche Reich bis vor einigen Jahren in Lima als Ministerresident vertrat. Er ist unlängst im Ruhestande verstorben.

Als auffällig und für die damaligen Verhältnisse in der preussischen Marine bezeichnend muss es betrachtet werden, dass, obwohl die „Arkona“ wie auch die anderen Schiffe durch die Unterbringung der zahlreichen Expeditionsmitglieder überfüllt waren, dem Kommodore, Kapitän Sundewall, noch die Erlaubnis erteilt wurde, seinen Schwager, Baron Bennet, einen Schweden, als Gast auf der Fahrt mitzunehmen.

DIE AUSFAHRT BIS SINGAPORE.

Die Expedition nahm, wie oben schon beiläufig erwähnt, ihre eigentliche Gestaltung erst in Singapore an, wo sich im August 1860 die Schiffe und die einzelnen Mitglieder der Gesandtschaft vereinigten. Dorthin gelangten sie auf verschiedenen Wegen. Ein Teil der Gesandtschaftsmitglieder schiffte sich auf „Thetis“ und „Elbe“ ein, auf ersterer Legationssekretär Pieschel, Regierungsrat Wichura, Dr. v. Martens, die Kaufleute Jacob und Grube und der Gärtner Schottmüller, auf der „Elbe“ Dr. Maron und Photograph Bismark. Die übrigen Gesandtschaftsmitglieder, darunter der Gesandte selbst, fuhren über Suez und Ceylon — wie es in den Berichten heisst, auf dem „Ueberlandwege“ — nach Singapore.

Die Ausreise des Geschwaders vollzog sich folgendermassen:

„Thetis“ und „Frauenlob“ verliessen schon am 25. Oktober 1859 die Rhede von Danzig; die Ausrüstung der „Arkona“ verzögerte sich erheblich, sie war erst Anfang Dezember reise-

* Unsere grösseren Kriegsschiffe hatten bis Ende der neunziger Jahre ein Kommando Marinetruppen an Bord.

fertig und ging am 11. von Danzig nach England in See. „Thetis“ und „Frauenlob“ trafen am 12. November vor Spithead ein. Sehr eilig hatte man es damals offenbar nicht, denn die beiden Kriegsschiffe blieben vor Spithead bis zum 15. März, d.h. über 4 Monate, liegen, wie es lakonisch heisst, „auf Befehle wartend.“ Der eigentliche Grund für diese Verzögerung wird wohl der gewesen sein, dass erst im März 1860 die Mittel für die Expedition vom preussischen Landtag bewilligt wurden, und dass bis dahin das Schicksal der letzteren zweifelhaft war.

Am 10. Januar 1860, also nach einer Reise von genau 30 Tagen, kam die „Arkona“ von Danzig in Southampton an. Sie hatte in schweren Stürmen bedeutende Havarie erlitten, musste daher in Southampton reparieren und auch ihre Einrichtung vervollständigen. „Thetis“ und „Frauenlob“ fuhren am 15. März von Spithead ab und erreichten Rio de Janeiro, über Madeira fahrend, am 18. Mai; „Arkona“ verliess Southampton am 8. April und traf via Madeira und Santa Cruz am 24. Mai in Rio ein. Von hier gingen die drei Schiffe am 5. Juni gleichzeitig in See. „Frauenlob“ trennte sich unterwegs, während „Arkona“ und „Thetis“ die Reise bis zur Sunda-Strasse gemeinsam machten. Dort trat Windstille ein, und „Arkona“, die allein mit einer Dampfmaschine ausgerüstet war, fuhr voraus. Sie erreichte am 26. Juli Singapore, wo am 30. Juli auch „Thetis“ und am 5. August „Frauenlob“ eintrafen.

„Elbe“ hatte Hamburg am 7. März 1860 verlassen, lag mehrere Wochen in Spithead und Southampton und segelte dann über Madeira und Santa Cruz direkt nach Singapore, wo die Ankunft am 7. August erfolgte.

Die Reisezeiten der Schiffe, insbesondere die langen Aufenthalte, berühren uns heute seltsam. Dennoch ist es gewiss eine anerkennenswerte Leistung, dass ein, aus so verschiedenartigen Bestandteilen zusammengesetztes Geschwader sich nach der langen Reise um das Kap in dem kurzen Zeitraum von 12 Tagen in Singapore versammeln konnte.

Der Gesandte Graf Eulenburg verliess Triest am 20. Mai 1860 auf einem Dampfer des Oesterreichischen Lloyd und traf am 2. Juni in Alexandrien ein. Die Weiterreise gestaltete sich dann folgendermassen: 2.-6. Juni Alexandrien, 6. Juni nach Cairo, 6.-18. Juni Cairo, 18. Juni nach Suez, 18.-20. Juni Suez, 20. Juni Abfahrt von Suez mit dem P. & O. Dampfer „Nemesis“ nach Point de Galle — dies war damals noch der Hafen für

Ceylon—, wo die Ankunft am 5. Juli erfolgte, 5.-23. Juli Aufenthalt in Ceylon mit Ausflug nach Colombo und Candy, 23. Juli Abfahrt von Point de Galle mit dem P. & O. Dampfer „Ganges“, 31. Juli in Penang, 2. August Ankunft in Singapore.

Graf Eulenburg war auf seiner Ausreise begleitet von seinem Neffen Grafen August Eulenburg und dem Geologen Freiherrn von Richthofen. Es schlossen sich ihm an: in Brindisi der Attaché von Bunsen, in Alexandrien der Attaché von Brandt und der Maler Heine, in Cairo der Kaufmann Spiess und in Colombo der Arzt Dr. Lucius.

Sowohl der amtliche wie auch die privaten Reiseberichte sind angefüllt mit allerlei Einzelheiten über die Ausreise, das Leben an Bord, die Geschichte und die Verhältnisse der angelaufenen Häfen u.s.w., Dinge, die heutzutage allgemein bekannt sind, vor 50 Jahren aber dem lesenden Publikum natürlich noch völlige terra incognita waren. Eine Beschreibung, die v. Brandt über die damaligen Verhältnisse an Bord der P. & O. Dampfer gibt, dürfte aber auch heute noch von Interesse sein und ich möchte sie daher hier wiedergeben. Mit Bezug auf die Fahrt von Suez nach Ceylon auf dem Dampfer „Nemesis“ schreibt er Folgendes:

„Die Schiffe waren an und für sich vortreffliche, nach damaligem Masstab unzweifelhaft erstklassige, aber die Theorie, dass die Reisenden für das Beförderungsmittel, und nicht umgekehrt das letztere für die ersteren da sei, war auf den Schiffen der P. & O. in anderswo unerreichter Weise in die Praxis übertragen worden.

Der Kapitän des Schiffes, in unserem Falle, wie fast immer, ein früherer Leutnant der Kriegsmarine, stand über dem Ganzen in unnahbarer, höchstens einem Pair des Vereinigten Königreichs oder einem englischen Admiral oder General zugänglichen Höhe; die gemeine Menge, und dazu gehörten von vornherein alle Fremden, welches auch immer ihr Rang und ihre soziale Stellung sein mochten, mussten sich mit seinem Anblick begnügen, wenn er, im Glanze tadelloser Wäsche, ganz zugeknöpftem Uniformüberrock, weissen Beinkleidern und ebensolchen Gacéhandschuhen, der Hahn seines Hofes, bei den sonntäglichen Musterungen und den durch die Sorge für seine Gesundheit gebotenen abendlichen Spaziergängen auf Deck erschien. Die Offiziere versuchten mit mehr oder weniger Erfolg die kühle Haltung ihres Vorgesetzten nachzuahmen. Der Zahlmeister und der Arzt, zwei wichtige

Persönlichkeiten, von denen dem ersteren die Sorge für die Unterbringung und Pflege der Passagiere, wie für die Beförderung ihres Gepäcks zufiel, während der letztere die schriftliche Anweisung zu erteilen hatte, wenn Speisen oder Getränke auf Deck oder ausserhalb der gewöhnlichen Essensstunden verabreicht werden sollten, — auch um eine Flasche anderen als zu den Mahlzeiten gelieferten Weins kaufen zu können, war seine schriftliche Bestätigung, dass der Gesundheitszustand des Betreffenden diese Ausnahme erfordere, notwendig, — waren nur für junge hübsche und für ältere kokette Damen zugänglich, und da man in Berlin leider unterlassen hatte, der Expedition einige solcher Mitarbeiterinnen mitzugeben, waren wir ganz auf die Stewards angewiesen. Man muss erlebt haben, mit welcher souveräner Verachtung dieselben morgens um 6 Uhr dem noch in der Koje liegenden Passagier eine Tasse Thee oder Kaffee, beide stammten ersichtlich aus demselben Kessel und in der Untertasse schwamm oft neben einem halbaufgeweichten Biskuit ein ganz ertränkter Schwabe, auf den Leib setzten, oder um 9 Uhr Abends dem lesenden oder schreibenden Passagier ohne ein Wort der Warnung oder Entschuldigung das Licht vor der Nase wegnahmen, um sich wenige Minuten später auf den Tischen im Salon, die auch als Esstische dienten, ihre Lagerstätte zurecht zu machen, um einen Begriff von dem Gift zu bekommen, das sich auf solcher Reise gegen die Gesellschaft selbst im taubenherzigsten Passagier ansammelte. Die Unterbringung der Reisenden war erbärmlich, sie wurden, obgleich Platz genug vorhanden war, zu zweien und dreien in eine Kabine gepfercht, und keine neue Kabine wurde geöffnet, bevor die vorhergehende nicht ihre vorgeschriebene Anzahl Insassen erhalten hatte. Für zwei oder drei, manchmal sogar vier Menschen, sind ein einziger ganz kleiner Waschtisch und ein im Verhältnis noch kleineres Glas und für die Person ein und ein halbes Quart Wasser und ein Handtuch von der Grösse eines mässigen Schnupftuchs in den Tropen wirklich nicht genügend. Auch mit der Badegelegenheit war es nicht besser bestellt. Ein Bad ist an Bord nicht nur ein grosser Genuss, sondern eine absolute Notwendigkeit, wenn auch das Seewasser, und anderes war damals nicht zu haben, die Reizbarkeit der Haut sehr erhöht und dadurch leicht zu dem Ausbruch des unter dem wenig poetischen Namen „roter Hund“ bekannten Hitzausschlages beitragen kann. An Bord der P. & O. Schiffe gab es früher für alle männlichen Passagiere nur zwei Badezellen,

die in dem heissesten Teil des Schiffes, bei der Maschine, gelegen waren. Auf unserer Fahrt litten wir weniger unter diesem Mangel, weil wir verhältnismässig wenig Passagiere hatten, aber ich habe es auf anderen Fahrten erlebt, dass zwanzig und mehr Passagiere, jeder mit seinem einzigen Handtuch bewaffnet, in dem überheizten Gang vor jeder Badezelle Queue machten und dass, sowie sich die Tür einer derselben hinter einem Glücklichen geschlossen hatte, der nächste anfang, mit den Fäusten gegen diese zu trommeln, um den Insassen zur Eile anzutreiben.“

Es wird ferner berichtet, dass die Verpflegung miserabel war, besonders auf dem später benutzten Dampfer der gleichen Gesellschaft „Ganges“. Der Genuss sei dadurch nicht erhöht worden, dass jeder Passagier bei Tisch das gerade vor ihm stehende Stück Fleisch oder Geflügel für die übrige Tischgesellschaft tranchieren musste. Servietten waren auf den Dampfern ein unbekannter Luxus. Rauchen durfte man unter Deck überhaupt nicht, auf Deck nur an bestimmten Stellen und für bestimmte kurz bemessene Zeit.

Es ist indessen wohl anzunehmen, dass bei Herrn v. Brandt, der seine Erinnerungen im Jahre 1900 veröffentlichte, die Entüstung über die damalige Behandlung erst später entstanden oder doch jedenfalls gewachsen ist, als er in der Lage war, Vergleiche zu ziehen. Die Expeditionsmitglieder hatten zumeist in Seereisen keinerlei Erfahrung und werden wohl angenommen haben, an Bord eines Dampfers müsse es eben so hergehen. Jedenfalls finden sich in den Berichten, die bald nach der Fahrt geschrieben sind, keine so abfälligen Kritiken. Dies gilt insbesondere von den Briefen des Grafen Eulenburg, die jedenfalls am unmittelbarsten die damaligen Eindrücke widerspiegeln. Nur unter dem Eindruck der Seekrankheit, zu der Graf Eulenburg sehr neigte, findet auch er begreiflicherweise alles scheusslich und fängt an, was man nennt, gehörig zu schimpfen.

Interessant sind die Fahrpreise der damaligen Zeit. Man zahlte für die Reise von Suez nach Point de Galle 60, und von Suez bis Singapore 100 Pfund Sterling. Heute beträgt der Fahrpreis auf den Norddeutschen Lloyd dampfern, mit denen man die Hälfte der Zeit braucht und unvergleichlich viel komfortabler fährt, etwa 40 bezw. 55 Pfund.

Hervorzuheben ist noch die ebenso ehrenvolle, wie herzliche Aufnahme, die dem Grafen Eulenburg in Colombo, Penang, und besonders Singapore seitens der englischen Behörden berei-

tet wurde. Ueberall salutierte man seine Flagge, stellte Ehrenkompagnien, überbot sich in Unterhaltungen für die Reisenden und tat alles nur Mögliche, um ihre Bestrebungen zu fördern.

II. DIE EXPEDITION NACH JAPAN.

KONSTITUIERUNG DER EXPEDITION IN SINGAPORE.

Als Graf Eulenburg am 2. August in Singapore ankam, fand er dort bereits die wenige Tage vorher eingetroffene „Arkona“ und „Thetis“ vor. Am 5. bzw. 7. August gingen auch „Frauenlob“ und „Elbe“ auf der dortigen Rhede vor Anker.

Der Gesandte mietete sich ein Hotel in der Stadt und die eigentliche Arbeit der Expedition begann. Es galt zunächst die aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzte Gesandtschaft zu einem Ganzen zu formen, den einzelnen Mitgliedern ihren Platz und ihre Tätigkeit anzuweisen, und sie auf die verschiedenen Schiffe zu verteilen. Daneben machten sich auch die Repräsentationspflichten des Gesandten, der im Grunde hier erst sein Amt übernahm, geltend. Die von den englischen Behörden und von der ausländischen Kolonie Singapores ihm entgegengebrachte Gastfreundschaft wurde reichlich erwidert. Nebenbei sei erwähnt, dass Graf Eulenburg des Englischen nicht mächtig war und dass ihm der Verkehr mit den Engländern daher oftmals Unbequemlichkeiten verursachte.

In den Mussestunden wurden die Einrichtungen der Kronkolonie besichtigt, man durchstreifte die Chinesen- und Malayenstadt und informierte sich in der kurzen Zeit, so gut es ging, über die den Reisenden neuen und so besonders interessanten Verhältnisse der eingeborenen Bevölkerung. Auch dem Sultan von Johore stattete der Gesandte mit grösserem Gefolge einen Besuch ab und bewirtete ihn später auf der „Arkona“. Da überdies jeder Einzelne damit beschäftigt war, seine Reiseausrüstung zu vervollständigen, so waren die Tage in Singapore reichlich besetzt, bis man am 12. und 13. August sich an Bord der Schiffe installierte, um die Weiterreise anzutreten. Die Verteilung der Gesandtschaftsmitglieder auf die einzelnen Kriegsschiffe war dabei die folgende:

Auf der Arkona: der Gesandte Graf Eulenburg, die drei Attachés v. Brandt, v. Bunsen und Graf August zu Eulenburg, Dr. Lucius, Freiherr v. Richthofen, Zeichner Heine, Kaufmann Spiess und Photograph Bismark.

Auf der „Thetis“: Legationssekretär Pieschel, die Naturforscher Wichura, v. Martens und Maron, Gärtner Schottmüller und Maler Berg.

„Frauenlob“ erhielt keine Passagiere.

Die „Elbe“ war auf der Fahrt nicht unerheblich beschädigt worden und musste in Singapore docken; sie konnte daher die Reise nicht gleichzeitig mit dem übrigen Teil des Geschwaders fortsetzen. Da nun die kaufmännischen Mitglieder der Expedition ihre Warenproben auf der „Elbe“ verladen hatten, auch zur Anknüpfung von Geschäftsverbindungen zunächst noch in Singapore zu bleiben wünschten, so liess der Gesandte sie hier zurück; sie sollten dann später mit der „Elbe“ nachkommen. Nur Spiess fuhr auf der „Arkona“ mit, wie ich vermute, wohl in erster Linie aus dem Grunde, weil er des Holländischen mächtig war und Graf Eulenburg ihn zu Dolmetscherdiensten im Verkehr mit den Japanern heranziehen wollte.

VON SINGAPORE NACH JAPAN.

Am 12. August fuhr „Thetis“ von Singapore ab, am 13. folgten ihr „Arkona“ und „Frauenlob“. Die Schiffe hatten von dem Gesandten, dem die Verfügung über das Geschwader zustand, versiegelte Order bekommen. Erst auf See erfuhr man, dass die Fahrt nach Japan gehen sollte, während ursprünglich beabsichtigt gewesen war, zunächst mit China in Unterhandlungen zu treten.

Ueber die Gründe, die den Grafen Eulenburg veranlassten, zuerst nach Japan zu gehen, erfahren wir aus dem amtlichen Bericht und aus seinen Briefen Folgendes:

Die Absicht, die Vertragsverhandlungen zunächst mit China zu beginnen, setzte voraus, dass England und Frankreich, die damals zum Kriege gegen China rüsteten, letzteres zurzeit des Eintreffens der preussischen Expedition in Ostasien bereits zum Nachgeben und zur Unterzeichnung der verlangten Verträge bestimmt hätten. Dies war indessen nicht der Fall. Als die preussischen Schiffe Singapore verliessen, waren die englischen und französischen Truppen noch nicht einmal von Hongkong, bzw. Shanghai, nach dem Norden aufgebrochen. Er bestand nicht die geringste Aussicht, dass China sich unter diesen Umständen zu Vertragsverhandlungen mit Preussen bereit finden lassen würde. Graf Eulenburg hätte also höchstens eine

abwartende Haltung einnehmen können. Eine Beteiligung an dem kriegerischen Vorgehen Englands und Frankreichs kam nicht in Frage, denn einmal lag für Preussen hierzu kein Grund vor, sodann waren die Schiffe des Geschwaders wegen ihres Tiefganges nicht fähig, die Taku-Barre zu überschreiten. Es erschien ratsam, diese Zeit des Abwartens zu dem Versuche auszunutzen, einen Vertrag mit Japan abzuschliessen. Man konnte dann, nach dem sicher erwarteten Siege der Alliierten, schnell genug auf dem Plane sein, um die Verhandlungen auch mit China zu beginnen.

Graf Eulenburg entschloss sich dementsprechend zunächst seine Mission in Japan zu erfüllen. Die Fahrt dorthin machten „Arkona“ und „Frauenlob“ zusammen, während die „Thetis“ für sich fuhr. Bei Windstille liess Kapitän SUNDEWALL, wie der Bericht sagt, „heizen und die Schraube einsetzen“, und die „Arkona“ schleifte „Frauenlob“, sonst segelten beide Schiffe nebeneinander her.

Die Berichte über die Reise von Singapore nach Japan bringen wieder eingehende Schilderungen der Kriegsschiffe, des Dienstes an Bord und der persönlichen Erlebnisse der „Bade-gäste“. Wir können uns hier kurz fassen.

„Arkona“ und „Frauenlob“ passierten am 25. August die Insel Formosa auf ihrer östlichen Seite und segelten direkt auf die Bay von Tōkyō zu. Als man sich am 2. September der japanischen Küste näherte, wurden die Schiffe von einem heftigen Taifun überrascht. Schon im Morgengrauen brach die Trosse, mittelst der „Frauenlob“ geschleppt wurde, und man verlor auf der „Arkona“ den Schooner bald aus dem Gesicht. Das Flaggschiff selbst erlitt bei dem furchtbaren Sturme starke Havarie und schwebte lange Zeit in Gefahr, an die nahe japanische Küste geworfen zu werden. Als das Wetter sich aufklärte, war von „Frauenlob“ nichts zu sehen, und man hat, um das hier gleich vorweg zu nehmen, von diesem Schiffe trotz aller Nachforschungen niemals wieder eine Spur gefunden; es ist mit Mann und Maus zu Grunde gegangen. Natürlich wurde diese Tatsache den Expeditionsmitgliedern erst ganz allmählich zur Gewissheit. Am 4. September abends ging die „Arkona“ unter den Klängen des Chorals „Nun danket alle Gott“ auf der Rhede von Yedo zu Anker.

„Thetis“ hatte viel unter Windstille und grosser Hitze zu leiden, man vertrieb sich die Zeit mit Meeresuntersuchungen

u.s.w. Am 13. September traf sie vor Kanagawa, am folgenden Tage vor Yedo ein. Von dem Taifun des 2. September hatte „Thetis“ nichts bemerkt.

Die „Elbe“ verliess Singapore erst am 4. September, lief des Monsuns wegen Hongkong an, wo die Kaufleute zurückblieben, und setzte am 1. November die Fahrt nach Japan fort; am 21. November traf sie in Nagasaki, am 3. Dezember vor Yedo ein.

LANDUNG UND UNTERKUNFT IN YEDO.

Als die „Arkona“ am Abend des 4. September auf der Rhede von Yedo vor Anker ging, dunkelte es bereits. Trotzdem kam sofort ein japanisches Boot längsseit, um sich nach dem Heimatsstaat des Schiffes zu erkundigen. Am folgenden Morgen meldete sich bei dem Gesandten Herr Heusken, ein Holländer, Sekretär der amerikanischen Ministerresidentur, der von seinem Chef der preussischen Mission für die Dauer ihrer Anwesenheit in Yedo als Dolmetscher zur Verfügung gestellt wurde. (Die Vermittlungssprache zwischen den Japanern und den Ausländern war damals bekanntlich das Holländische.) Graf Eulenburg nahm das Anerbieten seines amerikanischen Kollegen gerne an, und Heusken hat sich der preussischen Gesandtschaft in ganz ausserordentlicher Weise nützlich gemacht.

Noch an demselben Tage, also am 5. September, richtete Graf Eulenburg eine Note an die Japanische Regierung, in der er ihr seine Ankunft und den Zweck seiner Mission mitteilte und den Wunsch aussprach, am Lande Wohnung zu nehmen. Abends erschienen zwei japanische Beamte an Bord und erklärten, ein Haus zur Aufnahme des Gesandten werde am folgenden Tage bereit sein; Graf Eulenburg erbat indessen auf seine Note eine schriftliche Antwort, die er denn auch am 6. September erhielt. Er entschloss sich nun, am 8. September zu landen, und führte dieses auch trotz strömenden Regens mit einer gewissen Feierlichkeit aus. Die „Arkona“ hatte ihres Tiefganges wegen weit draussen bei Shinagawa, etwa 9 km von der Landungsstelle, vor Anker gehen müssen. Die Boote brauchten infolgedessen volle 2 Stunden, um ans Land zu rudern. Hier wurde Graf Eulenburg von mehreren japanischen Beamten empfangen, bestieg mit den Mitgliedern der Mission, die ebenso wie der Gesandte grosse Uniform angelegt hatten, bereit gehaltene

Pferde, und der Zug setzte sich in Bewegung. Voran das Musikkorps des Flaggschiffs, dann 40 Seesoldaten mit der preussischen Flagge, der Gesandte mit dem Kommodore, den Mitgliedern der Gesandtschaft und einigen Offizieren, zum Schluss 40 Matrosen. Unter grossem Zulauf der erstaunten Bevölkerung nahm die Prozession ihren Weg durch eine lange, gerade, aber ziemlich ärmlich aussehende Strasse und erreichte nach halbstündigem Marsche ihr Ziel, das in Akabane liegende proviso-rische „Gesandtschaftshotel“. Hier wurde an einem in der Eile errichteten Flaggenmast unter militärischen Ehren die preussische Flagge gehisst. Graf Eulenburg und sein Personal installierten sich in ihren Räumen, während die Ehrenskorte und die Marineoffiziere wieder an Bord zurückkehrten.

Das der Gesandtschaft angewiesene Haus, Setsugujo, lag, wie gesagt, in Akabane. Dieses ist ein Stadtteil Tōkyō's und keineswegs identisch mit dem den Fremden wohl besser bekannten Vorort Tōkyō's gleichen Namens an der Bahn nach Utsunomiya; er schliesst sich westlich unmittelbar an den Shiba-Park an, wo heute noch eine „Akabane-Brücke“ über den dortigen kleinen Flusslauf, den Furukawa, führt. Das Haus hatte früher in Shimoda gestanden, wo es von der Japanischen Regierung zur Unterbringung der fremden Gesandtschaften, die man nicht nach Tōkyō hineinlassen wollte, errichtet worden war. Als durch den zweiten amerikanischen Vertrag der Hafen von Shimoda geschlossen und den fremden Vertretern das Recht der Residenz in Tōkyō eingeräumt wurde, brach man den ganzen Gebäudekomplex ab und transferierte ihn nach Tōkyō. Es war ein richtiges japanisches *Yashiki*, hatte ein Hauptgebäude mit Empfangs- und Wohnräumen für das Gesandtschaftspersonal, und Nebengebäude für die Dienerschaft, die japanische Militärwache u.s.w. Die Zimmer waren rein japanisch, das europäische Meublement sehr spärlich. Für die ganze Gesandtschaft erwies das Anwesen sich auf die Dauer doch zu klein, weshalb ein Teil des Personals, besonders die wissenschaftlichen Mitglieder pp., in Yokohama bezw. Kanagawa Wohnung nahmen.*

* Das Haus existiert jetzt nicht mehr. Das Grundstück ist später mehrere Jahrzehnte lang für ein in dortiger Gegend gebautes Marine-Arsenal benutzt worden. Ein Teil dieses Terrains wurde unlängst an die Französische Regierung zum Zweck der Errichtung einer neuen Botschaft verkauft.

DIE DAMALIGE LAGE IN JAPAN.

Die politische Lage.

Um die Begebnisse während des Aufenthalts der Mission in Tōkyō, und besonders, um den Gang und das Ergebnis der Vertragsverhandlungen zu verstehen, müssen wir einen kurzen Blick auf die damalige Lage in Japan werfen.

Es waren die letzten Tage der Tokugawa-Herrschaft. Ein System, das sich ohnehin überlebt hatte, war im Begriff, unter dem Ansturm äusserer Verwicklungen gänzlich zusammen-zubrechen.

Die tatsächliche Herrschaft des Landes lag seit Jahrhunderten in den Händen des Shōgun's, der Kaiser wurde in Kyōto in strenger Abgeschlossenheit gehalten und entbehrte nahezu jeden politischen Einflusses. Das Amt des Shōguns war seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts im Hause Tokugawa erblich geworden, unter dessen Herrschaft sich das Feudalsystem in Japan zu hochgradiger Vollkommenheit ausbildete. Die sehr selbstbewussten und mächtigen *Daimyos* konnten aber, besonders in den entlegeneren Landesteilen, nur durch eine starke Hand in dauernder Abhängigkeit von der Shogunatsregierung, dem *Bakufu*, erhalten werden. Als schwächere Männer die Zügel der Regierung in Händen hatten, lösten sich die Bande, und besonders die Fürsten von Satsuma und Chōshū suchten sich von der niemals gutwillig getragenen Herrschaft des *Bakufu* zu befreien, zu welchem Zwecke sie mit Erfolg am Hofe des Mikado intrigierten. Das *Bakufu* entfremdete sich zum Ueberfluss noch durch eigenmächtige Verletzung des Erbfolgerechtes verschiedene Seitenlinien der Tokugawa-Familie, die über mächtige Fürstentümer geboten.

So war der Shōgun um die Mitte des 19. Jahrhunderts auf allen Seiten von inneren Feinden umgeben: der Hof in Kyōto hatte nie aufgehört, ihn als Usurpator der dem Mikado zustehenden Macht zu betrachten, die *Daimyos* sagten sich von seiner Herrschaft los und die einflussreichsten Fürsten aus dem Hause Tokugawa grollten ihm wegen ihrer Zurücksetzung.

Da erschienen im Jahre 1853 zunächst die Amerikaner und bald darauf auch die Russen, Engländer und Franzosen vor den Toren Japans, die Eröffnung des Landes und den Abschluss von Handelsverträgen begehrend. Das *Bakufu*, in der Be-

fürchtung, dass hinter diesem Verlangen der Wille stehe, gegebenen Falles Gewalt anzuwenden, und ebenso überzeugt von seiner Ohnmacht, Widerstand zu leisten, gab nach, öffnete dem fremden Handelsverkehr einige Häfen und räumte den Vertretern der ausländischen Regierungen das Recht der Residenz in Tōkyō ein. Der Zustimmung der Kaiserlichen Hofes in Kyōto zu den Verträgen versicherte man sich dabei aber nicht.

Dieses Vorgehen bot den zahlreichen Gegnern des *Bakufu* eine willkommene Handhabe zu Angriffen, und „die Vertreibung der Barbaren“ wurde der Schlachtruf in dem Kampfe, der sich in erster Linie gegen das Shogunat richtete. Zahlreiche blutige Angriffe auf die in Japan lebenden Ausländer wurden unternommen, teils wohl aus tief eingewurzeltm Fremdenhass, teils auch zweifellos in der Absicht, das *Bakufu* in Gegensatz zu den fremden Regierungen zu bringen, wodurch sein Sturz wesentlich erleichtert werden musste.

Die allgemeine Gährung fand in der, wenige Monate vor dem Eintreffen der preussischen Mission erfolgten Ermordung Ii Kamon no Kami's, des Premierministers des unmündigen Shōguns, einen bezeichnenden Ausdruck.

Diese Situation war indessen den um das Jahr 1860 in Japan lebenden Ausländern keineswegs klar. Man fühlte wohl, dass durch das ganze Land eine grosse Gährung ging, und besonders den wenigen zu Tōkyō lebenden fremden Vertretern konnte es nicht verborgen bleiben, dass das *Bakufu* mit grossen inneren Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Um was es sich aber im Grunde handelte, das blieb den Fremden ein Geheimnis. Da die Kaufleute und Konsula in Yokohama und die Diplomaten in Tōkyō, letztere auch gesellschaftlich, ziemlich viel mit den Japanern in Berührung kamen, so muss dieser Mangel an Informationen auffallen. Er wird aber verständlich, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass damals auch bei den Japanern die eigentliche Situation wohl nur einem sehr kleinen Kreise von Männern bekannt war. Auch darf man nicht vergessen, dass in der Zeit der Absperrung Japans jeder unerlaubte Verkehr mit den Fremden ein mit Todesstrafe bedrohtes Verbrechen war, und dass auch später noch bei einem über das ganze Land verbreiteten Spionagesystem der Verkehr zwischen Japanern und Ausländern sich einer ganz besonderen Beaufsichtigung seitens der Regierungsorgane zu erfreuen hatte. Graf Eulenburg erwähnt gelegentlich, dass die japanischen Beamten

niemals einzeln, sondern stets mindestens zu zweien zu ihm gekommen, und dann auch noch regelmässig von einem sogenannten „Aufpasser“ begleitet gewesen seien, dessen Aufgabe es war, nicht nur bei den Verhandlungen, sondern auch bei geselligen Zusammenkünften, hinter der Papierwand sitzend, jedes gesprochene Wort niederzuschreiben.*

So konnte denn auch die preussische Gesandtschaft, als sie in Yedo eintraf, ihre von Hause mitgebrachten, sehr dürftigen Kenntnisse der japanischen Verhältnisse an Ort und Stelle nur in geringem Masse ergänzen. Bei den Verhandlungen musste dies gewiss störend sein, doch machte sich der Mangel deswegen nicht so sehr fühlbar, weil Preussens Interessen in Japan damals sehr geringe waren; man hatte auf unserer Seite keine Sonderwünsche, wollte vielmehr nur die gleichen Konzessionen haben, die schon andern Ländern gewährt waren.

DIE FREMDEN IN JAPAN.

Die Stadt Tōkyō war damals den Ausländern noch nicht geöffnet, lediglich die Gesandtschaften der Vertragsmächte — es waren dies damals die Vereinigten Staaten von Amerika, England, Russland, Frankreich, Holland und Portugal — hatten das Recht, dort Wohnung zu nehmen. Aber nicht einmal diese Staaten machten sämtlich von diesem Rechte Gebrauch. Die Niederlande, Russland und Portugal begnügten sich mit einer konsularischen Vertretung in Kanagawa, wie übrigens Preussen später zunächst auch. So waren in Tōkyō derzeit nur der amerikanische Ministerresident, Harris, mit seinem Sekretär, dem bereit erwähnten Heusken, der französische Ministerresident de Bellecourt, und der englische Gesandte, Sir Rutherford Alcock,** mit einigen Sekretären, Attachés etc., also eine sehr kleine Fremdenkolonie. Es ist daher begreiflich, dass in diesem Kreise die Ankunft der zahlreichen preussischen Mission mit grosser Freude begrüsst wurde. Nicht nur, dass durch den Zu-

* Ich habe einige der geführten Protokolle einsehen können, und es ist in der Tat erstaunlich, mit welcher Genauigkeit jede Bemerkung notiert ist. Seitenlang handelt es sich um nichts anderes, als Reminiszenzen an das gestrige Fest, das Wetter, oder andere gleichgültige Dinge.

** Dieser befand sich zurzeit der Ankunft des Grafen Eulenburg mit seinem Personal auf einer Reise zur Besteigung des Fujiyama.

wachs an Diplomaten und Gelehrten, durch das Offizierkorps der Kriegsschiffe und deren Musik das gesellschaftliche Leben der Europäer in Tōkyō eine starke Anregung erhielt, der ständige Aufenthalt deutscher Kriegsschiffe in der Bay von Yedo gab in jenen unruhigen Zeiten den Kolonien von Tōkyō und Yokohama auch ein Gefühl der Sicherheit.

Bezüglich Yokohamas schreibt Spiess, dass es damals schätzungsweise etwa 4-5000 japanische Einwohner gehabt habe. Europäer seien gegen 160-180 dort ansässig gewesen. Die ganze Stadt bestand aus einer Reihe von Marktbuden-ähnlichen Magazinen, in denen die Japaner und Fremden gegenseitig ihre Waren anboten. An Sehenswürdigkeiten wird eine Menagerie erwähnt, deren Hauptattraktion, ein Schaf und ein Kakadu, das Staunen der japanischen Bevölkerung erregten. Die Gasthausverhältnisse sollen miserabel gewesen sein. Die fremden Konsuln wohnten auf dem Kanagawa-Bluff, der Yokohama-Bluff war noch nicht bewohnt.

Deutsche gab es damals nur sehr wenige in Yokohama,* aber auch diese wenigen hatten sich, wie Spiess berichtet, miteinander verzankt. Offiziell waren Fremde, die nicht einer der Vertragsmächte angehörten, damals in Japan nicht zugelassen; sie konnten hier nur leben, wenn sie sich für Engländer oder Amerikaner etc. ausgaben. Dies galt auch für die Angehörigen der verschiedenen deutschen Staaten, und gerade kurz vor der Ankunft der preussischen Expedition war ein Befehl des *Bakufu* ergangen, dass die Angehörigen aller Nicht-Vertragsmächte das Land zu verlassen hätten. Es ist erfreulich, das Gefühl der Solidarität zu sehen, das in jenen Zeiten die sämtlichen Ausländer in Japan miteinander verband und das insbesondere in der Bereitwilligkeit seinen Ausdruck fand, mit der die verschiedenen amtlichen Vertreter sich auch der Staatsangehörigen der vertragslosen Länder annahmen.

Dieses Zusammenhörigkeitsgefühl wurde wohl in erster Linie durch die gemeinsame Gefahr hervorgerufen, in der damals alle Fremden in Japan schwebten. Mordanfälle gegen Ausländer, sowohl Residenten, wie Schiffsmannschaften, und auch gegen die fremden Gesandtschaften selbst, waren an der Tagesordnung. In den Berichten aus der damaligen Zeit heisst es übereinstimmend,

* Leider finden wir in den Berichten keine Namen damaliger deutscher Residenten. In Nagasaki wird bereits 1862 die Firma Kniffler & Co. erwähnt.

dass die breite Volksmasse nicht fremdenfeindlich war; sie kam den Ausländern zwar mit grosser Neugierde, aber durchweg sehr freundlich entgegen. Die Uebeltäter waren die *Samurai*, die Zweischwertermänner. Bei ihnen war zweifellos ein tiefer Hass gegen die fremden Eindringlinge vorhanden, wenn auch manche ihrer Untaten, wie oben erwähnt, aus dem Bestreben hervorgingen, der Regierung des Shōguns Schwierigkeiten zu bereiten. Der Fremdenhass der oberen Klassen erklärte sich aus der jahrhundertelangen Abgeschlossenheit des Landes. Sodann waren aber auch die Fremden selbst nicht schuldlos. Es mögen wohl nicht die besten Elemente gewesen sein, die in den ersten Jahren nach der Eröffnung des Landes Japan zuströmten, sicher waren viele Abenteurer darunter. Auf ihre Exterritorialität pochend, setzten die Fremden Yokohamas sich rücksichtslos über alle japanischen Vorschriften und Sitten hinweg und erregten dadurch die Erbitterung des japanischen Schwert- und Beamtenadels, der gewohnt war, dass ihm gerade vom Kaufmannsstande stets nur mit der allergrössten Devotion begegnet wurde. Der Verkehr zwischen Tōkyō und Yokohama ging über die Tōkaidō-Strasse und die Reise wurde von den Ausländern gewöhnlich zu Pferde zurückgelegt. Die Begegnungen mit den auf eben dieser Strasse verkehrenden Daimyozügen führten zu ständigen Reibereien mit dem Gefolge der japanischen Grossen. Die *Affaire Richardson*, die allerdings einige Jahre später liegt, ist bekannt. Auch die preussische Mission sollte die Folgen dieser Spannung in ihrer unmittelbaren Nähe zu fühlen bekommen.

AUFENTHALT DER EXPEDITION IN TŌKYŌ.

Kehren wir nunmehr zu unserer Gesandtschaft in Akabane zurück. Nachdem Graf Eulenburg und sein Gefolge sich in dem provisorischen Gesandtschaftsgebäude installiert hatten, wurden die Vertragsverhandlungen mit der Regierung des Shōguns alsbald aufgenommen. Diese Verhandlungen, die sich mit mancherlei Unterbrechungen bis zur Abreise des Gesandten, Ende Januar 1861, hinzogen, sollen später im Zusammenhang behandelt werden. Hier wollen wir uns zunächst etwas mit den Ereignissen und dem täglichen Leben der Mission während ihres Aufenthalts in Tōkyō beschäftigen.

Die etwas dürftige Einrichtung des Hauses wurde, so gut es ging, durch Betten u.s.w. aus den Schiffen ergänzt; auch

Vorräte brachte man von dort mit, desgleichen Koch und Dienerschaft. Die in Akabane lebenden Herren waren ständige Gäste an der Tafel des Gesandten. Herr von Brandt, der holländisch sprach, wurde mit der Leitung des Haushaltes beauftragt. Die Beschaffung der Materialien für die europäische Verpflegung machte bei der mangelhaften Verständigungsmöglichkeit mit den japanischen Lieferanten zunächst Schwierigkeiten. Als man sich aber eingelebt hatte, wurde alles Erforderliche bereitwilligst herbeigeschafft, freilich oft zu exorbitanten Preisen. Nur das Fleisch kam aus Yokohama. Erwähnt werden in den Berichten besonders die schmackhaften Weintrauben und die reiche Abwechslung an Fischen.

Am ersten Abend gab die Regierung dem Gesandten in seinem Hause ein japanisches Diner, das in allen Berichten als etwas völlig Neues und Seltsames eingehend beschrieben wird. Zum Schutze der Gesandtschaft waren eine Anzahl *Samurai*, die stets als „*Yakunine*“ bezeichnet werden, auf dem Gesandtschaftsgrundstück untergebracht. Sie begleiteten die Europäer auf allen Ritten und Ausgängen, was oft als recht lästig empfunden wurde, sich aber zur Abwehr von Neugierigen u.s.w. doch auch als nützlich erwies. Einen wirksamen Schutz bei Angriffen oder auch nur Anrempelungen bildete diese Leibgarde aber, wie verschiedene Vorkommnisse zeigten, nicht; ihre Aufgabe bestand aber auch wohl mehr darin, den Verkehr der Fremden innerhalb und ausserhalb der Gesandtschaft zu überwachen.

Da der Aufenthalt der Mission in Tōkyō ein zeitlich beschränkter war, so suchten sich ihre Mitglieder über die Hauptstadt und die japanischen Verhältnisse im Allgemeinen so gut zu informieren, wie es in der kurzen Zeit ging. Sie machten auf diese Weise mehr Beobachtungen, als Mancher, der jahrelang in Tōkyō ansässig war. Wenn bei der Wiedergabe dieser Beobachtungen in den verschiedenen Berichten mancherlei Irrtümer auch nicht ausbleiben konnten, so ist im allgemeinen doch anzuerkennen, dass die Gesandtschaft einen guten Schatz verlässlichen Materials zur Kenntnis Japans mit nach Hause nahm.

Der langsame Gang der Verhandlungen begünstigte diese Studien, da viel Zeit zu Spaziergängen und besonders zu Ritten zur Verfügung stand, die unter der Führung von Heusken in die entfernteren Stadtteile und in die Umgegend von Tōkyō unternommen wurden. Oft schlossen sich Mitglieder anderer Gesandtschaften oder Marineoffiziere hierbei an, und so kamen bei diesen

Ausflügen, mit den begleitenden „*Yakuninen*“, zuweilen Kavalkaden von 30-40 Reitern heraus, die natürlich überall das grösste Aufsehen erregten. Begrüssungsworte, wie das auch uns heute noch wohlbekannte „*anata o hayo*“ oder das weniger freundliche „*tōjin baka*“ wurden den Reitern damals schon von Kindern zugerufen. Unter den Ausflugsplätzen werden Ikegami, Ōji, Ōmori, Asakusa, Jūnisō und andere Punkte erwähnt, die auch wir heute noch gern aufzusuchen pflegen. Ebenso wird einer anderen Beschäftigung, der auch die jetzigen Diplomaten in Tōkyō mit grossem Eifer nachzugehen pflegen, schon aus der damaligen Zeit Erwähnung getan, des Erwerbs von „*Kurios*“. In der Gesandtschaft zu Akabane pflegten sich jeden Vormittag zahlreiche Japaner mit den verschiedensten Sachen einzufinden, und es wurde eifrig gehandelt. Die Beschreibung, die wir hierüber in den Berichten lesen, würde auch noch auf manchen heutigen Kuriohandel passen.

So war der Aufenthalt in Yedo reich an Abwechslungen, und insbesondere die jüngeren Mitglieder der Mission genossen das interessante Leben unter den so gänzlich neuen Verhältnissen in vollen Zügen. Für den Grafen Eulenburg aber war die Zeit in Tōkyō nicht frei von trüben Stunden. Wir erfahren das freilich nur aus seinen Briefen, denn seiner Umgebung gegenüber blieb er ständig der wohlwollende Chef und lebenswürdige Wirt. Der langsame Gang der Verhandlungen machte ihm grosse Sorge. Wir werden später sehen, dass die Japanische Regierung es zunächst überhaupt ablehnte, mit Preussen einen Vertrag zu schliessen, und dass erst nach dreimonatigem Warten, nämlich Anfang Dezember, die Zusicherung gegeben wurde, dass ein Vertrag mit Preussen geschlossen werden sollte. Da die dem Grafen Eulenburg erteilten Weisungen ihn nicht ermächtigten, andere als diplomatische Mittel anzuwenden, um seiner Forderung einen wirksamen Nachdruck zu verleihen, so musste er mit der Möglichkeit rechnen, unverrichteter Dinge aus Japan abzuziehen, eine Aussicht, die bei den grossen Vorbereitungen und Kosten der Expedition für einen Diplomaten trübe genug war. Dazu gesellten sich auch pekuniäre Sorgen. Graf Eulenburg war ausserordentlich gastfrei; nicht nur, dass alle Mitglieder der Gesandtschaft in Akabane seine ständigen Gäste waren, auch die Offiziere pp. der Kriegsschiffe waren, wenn sie sich an Land aufhielten, regelmässig von ihm eingeladen, und für die anderen Missionen in Tōkyō war sein Haus trotz des kurzen Aufenthalts

bald der gesellige Mittelpunkt geworden. Dazu machte er den Japanern viele Geschenke. In seinen Briefen klagt der Gesandte wiederholt darüber, dass „alles ein rasendes Geld koste“, und er nicht wisse, wie er die Kosten decken solle u.s.w. Wenn alles gut gehe, d.h. wenn ein Vertrag zustande komme, meint er, so biete die nachträgliche Bewilligung der Mittel keine Schwierigkeiten. Aber diese Aussicht war zeitweise, wie erwähnt, recht gering.

DIE ERMORDUNG HEUSKEN'S.

In die letzten Tage des Aufenthalts in Tōkyō fällt ein Ereignis, das sämtlichen Mitgliedern der Expedition ausserordentlich nahe ging, und das den freundlichen Eindruck, den man von Japan bisher im allgemeinen gewonnen hatte, nicht unwesentlich beeinträchtigen sollte. Am 15. Januar wurde Heusken ermordet.

Er hatte, wie alle Tage, bei dem Grafen Eulenburg diniert und war dann gegen 9 Uhr in Begleitung von drei *Samurai* nach seiner Wohnung in der damaligen amerikanischen Gesandtschaft, einem etwa 10 Minuten von Akabane entfernt gelegenen Tempel, geritten. Unterwegs wurde er von einer Anzahl *Rōnin* angefallen, die ihn vom Pferde hieben. Er starb noch in derselben Nacht in seiner Wohnung, nachdem Dr. Lucius die Wunden notdürftig genäht und verbunden.

Die Dienste, die Heusken der preussischen Mission als Dolmetscher, Ratgeber und Führer erwiesen hat, sind bereits oben hervorgehoben. Er muss aber nach den übereinstimmenden Schilderungen der damaligen Zeit eine jener wenigen glücklichen Naturen gewesen sein, die bestimmt sind, jeden, der mit ihnen in Berührung kommt, in den Bannkreis ihrer Persönlichkeit zu ziehen. Einer vornehmen holländischen Familie entstammend, besass er die angenehmsten Umgangsformen; er war ein heiterer und geistreicher Gesellschafter und von einer nie versagenden Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft. Da er täglich in der preussischen Gesandtschaft verkehrte, so war er allen Mitgliedern derselben, nicht zum wenigsten dem Grafen Eulenburg selbst, in kürzester Frist ein wahrer Freund geworden. Sein unerwarteter und grausamer Tod bedeutete für sie aber nicht nur persönlich und dienstlich einen herben Verlust, sondern führte ihnen auch die Gefahren vor Augen, in denen alle Europäer damals in Yedo lebten. Denn, da Heusken sich auch bei den Japanern grosser Beliebtheit erfreute, so musste seine Ermordung

auf politische Motive zurückgeführt werden; das gleiche Schicksal aber konnte morgen jeden anderen Fremden ereilen.

Die am 18. Januar stattfindende Beerdigung Heuskens gestaltete sich zu einer grossen Kundgebung der Europäer. Alle Gesandtschaften, die Konsuln aus Kanagawa, die Offiziere pp. der Kriegsschiffe, die Musik der „Arkona“ und ein starkes Aufgebot an Matrosen und Seesoldaten nahmen an der Feier teil. Jeder war bis an die Zähne bewaffnet, da man einen Angriff auf den Leichenzug gewärtigte. Ein Bericht sagt, wohl etwas übertrieben, dass selbst der Geistliche am Grabe in der einen Hand das Gebetbuch, in der anderen einen gespannten Revolver gehalten habe. Es blieb aber alles ruhig. Die Beisetzung erfolgte auf dem Friedhofe des Tempels Kōrinji in Azabu*.

Zehn Tage später, am 28. Januar, verliess die Expedition Tōkyō, nachdem am 24. Januar der preussisch-japanische Handelsvertrag glücklich unterzeichnet war. Die Erinnerung an Tōkyō hatte aber durch Heuskens Tod für alle ihre Mitglieder eine sehr schmerzliche Beimischung bekommen.

DIE VERTRAGSVERHANDLUNGEN.

Schon bei seiner Ankunft erfuhr Graf Eulenburg von dem französischen und dem amerikanischen Vertreter, dass das *Bakufu*

* Der amtliche Bericht nennt den Tempel Kosinge; es ist mir aber an der Hand der Beschreibung des Weges, den der Zug genommen hat, gelungen, den Tempel ausfindig zu machen, und ich habe auch das Grab Heuskens gefunden. Es wird durch einen einfachen, japanisch geformten Grabstein bezeichnet, der die Inschrift trägt:



SACRED

to the Memory of
Henry J. Heusken
Interpreter to the
American Legation
in Japan
Born at Amsterdam
January 20 1832.
Died at Yedo
January 16 1861.

ihnen kurz vorher erklärt habe, Japan könne bei der Stimmung im Lande gegenwärtig nicht noch weitere Verträge abschliessen; die Gesandten möchten ihr Möglichstes tun, um die preussische Mission zu veranlassen, jetzt nicht nach Japan zu kommen; Diese Nachricht war nicht sehr ermutigend. Graf Eulenburg wollte aber, und konnte natürlich auch hiervon keine Notiz nehmen. Er teilte daher dem Minister des Aeussern*, Andō Tsushima no Kami, mittelst Note seine Ankunft und den Zweck seiner Mission mit †.

Erstrebt wurde von Preussen und den mit ihm verbündeten Staaten der Abschluss eines Vertrages lediglich auf der Grundlage, wie er bereits früher von Japan mit Amerika, England und anderen Mächten vereinbart worden war. Diese Verträge besagten im wesentlichen, dass die Häfen von Kanagawa (Yokohama), Nagasaki und Hakodate dem Handel mit den Vertragsstaaten geöffnet sein sollten; ferner wurde die Zusage gegeben, dass am 1. Januar 1860 Niigata, am 1. Januar 1861 Tōkyō und am 1. Januar 1863 auch Ōsaka und Hyōgo den Ausländern geöffnet werden sollten. Bei dem Widerstande, den diese Verträge im ganzen Lande fanden, bereute das *Bakufu* sehr bald die Konzession bezüglich der Eröffnung der vier neuen Plätze und setzte alles daran, die fremden Regierungen zu einer Hinausschiebung des hierfür vereinbarten Termins zu vermögen ††. Hierüber wurde zurzeit der Ankunft der preussischen Expedition zwischen

* Die höchste Behörde in Japan war damals der *Gōrōju*, etwa gleich Staatsrat, den man auch mit dem Staatsministerium der jetzigen Zeit vergleichen kann. Ueber ihm stand der *Gotairō* eine Art Ministerpräsident. Der *Gōrōju*, bestand aus 4-5 Mitgliedern, ANDō war darunter derjenige, dem die auswärtigen Angelegenheiten unterstanden. Die eigentlichen diplomatischen Geschäfte wurden durch eine Anzahl Räte, *Bugyō*, erledigt.

† Bezeichnend für das Vertrauen, das der damalige amerikanische Vertreter bei den japanischen Behörden genoss, ist der Umstand, dass sich alsbald nach dem Eintreffen der preussischen Expedition der *Bugyō* Sakai im Auftrage des auswärtigen Ministers bei Mr. Harris einfand und ihn zu bestimmen suchte, seinen Einfluss geltend zu machen, um den Grafen Eulenburg zum alsbaldigen Verlassen Japans ohne Abschluss eines Vertrages zu vermögen. Harris lehnte aber dieses Ansinnen trotz mehrstündigen eindringlichen Zuredens seitens des Japaners ab und berief sich auf die Instruktionen seiner Regierung, die ihn anwies, die Mission des Grafen Eulenburg nach Kräften zu unterstützen.

†† Tatsächlich wurde die Eröffnung dieser Plätze denn auch auf Grund eines am 6. Juni 1862 unterzeichneten Memorandums bis zum 1. Januar 1868 verschoben.

Japan und den Vertragsmächten verhandelt, und diese Situation sollte dem Grafen Eulenburg, wie wir sehen werden, zu gute kommen.

Von japanischer Seite wurde nun zunächst der Versuch gemacht, durch untergeordnete Beamte mit dem Preussischen Gesandten zu verhandeln, was letzterer indessen höflich aber bestimmt zurückwies. Am 14. September, also 6 Tage nach seiner Ankunft, stattete Graf Eulenburg dem Minister ANDō seinen ersten formellen Besuch ab, an den sich gleich eine mehrstündige Konferenz anschloss. Der Minister verharrte bei seiner ablehnenden Haltung. Japan vermöge die in den bisherigen Verträgen übernommenen Verpflichtungen kaum einzuhalten, neue aber auf keinen Fall einzugehen. Der durch die Eröffnung des Landes veranlasste lebhafte Export japanischer Erzeugnisse habe eine Teuerung verursacht, wodurch die Verträge bei der breiten Masse des Volkes ausserordentlich unpopulär geworden seien. Bei der Stimmung im Lande sei der Abschluss eines weiteren Vertrages gegenwärtig ausgeschlossen, später vielleicht möglich. Es gelang dem Grafen Eulenburg trotz ausführlicher Darlegung aller Gegengründe nicht, den Minister umzustimmen. Auch die Verhandlungen, die im Laufe der nächsten Wochen durch die *Bugyō* der auswärtigen Abteilung, Sakai Oki no Kami und Hori Oribe no Kami auf mündlichem Wege mit dem Gesandten, oder die durch Notenwechsel zwischen letzterem und dem Minister geführt wurden, blieben erfolglos. Das gleiche Schicksal hatte die am 2. Oktober abgehaltene zweite Konferenz zwischen Graf Eulenburg und Andō. Alles was erreicht werden konnte, war das Versprechen, dass der Vertrag abgeschlossen werden sollte, wenn die öffentliche Meinung sich beruhigt habe.

Zu der Haltung des *Bakufu* in dieser Frage bemerkt das „*Bakumatsu Gaikōdan*:“ „Damals war gerade Ii Kamon no Kami, der *Tairō*, bei dem Sakuradamon ermordet, und dem *Bakufu* fehlte es an der Macht, Kyōto gegenüber mit dem gleichen Nachdruck aufzutreten, wie bisher. Man suchte sich im Gegenteil mit Kyōto gut zu stellen. An den bestehenden Verträgen konnte man zwar nichts ändern, aber man wollte in Tōkyō doch tunlichst den Abschluss neuer Verträge mit fremden Mächten vermeiden“.

Erschwert wurde die Situation noch dadurch, dass der Englische Gesandte einige Zeit vorher der Japanischen Regierung

den Wunsch Belgiens und der Schweiz nach einem Vertragsabschlusse übermittelt und die Zusicherung erhalten hatte, der Wunsch solle erfüllt werden, sobald Japan überhaupt mit irgend einer weiteren Macht einen Vertrag abschliesse. Demnach musste der Vertrag mit Preussen für das *Bakufu* gleich den Abschluss von zwei weiteren Verträgen im Gefolge haben.

Als man mit den Verhandlungen nun gar nicht von der Stelle kam, nahm Graf Eulenburg die Vermittlung des amerikanischen Vertreters in Anspruch. Dieser kam ihm auch bereitwilligst entgegen, zumal er von seiner Regierung instruiert war, die preussischen Bestrebungen zu unterstützen. Auf seine Vorstellung hin erklärte sich Andō am 6. Dezember endlich bereit, einen Vertrag mit Preussen zu schliessen, in dem nur Kanagawa, Nagasaki und Hakodate als geöffnete Plätze bezeichnet, Niigata, Tōkyō, Ōsaka und Hyōgo aber gar nicht erwähnt wurden. Hiermit konnte Graf Eulenburg sich leicht einverstanden erklären, denn, da der preussische Vertrag die Meistbegünstigungsklausel enthalten sollte, so würde Preussen an der Eröffnung der letztgenannten vier Plätze doch gleichzeitig mit den anderen Mächten teilnehmen. Andō seinerseits war in der Lage, einen solchen Vertrag mit Preussen als einen Sieg der japanischen Diplomatie darzustellen, indem wenigstens *eine* fremde Macht die Berechtigung des japanischen Wunsches, dass diese Plätze einstweilen nicht geöffnet werden sollten, anerkannt habe. Er hoffte hiermit zugleich einen Druck auf die anderen Regierungen auszuüben.

Man nahm daher preussischerseits diesen Kompromissvorschlag gern an, und in Akabane herrschte grosse Freude.

So konnte man denn in die eigentlichen Vertragsverhandlungen eintreten. Am 13. Dezember erschienen die *Bugyō* Hori Oribe no Kami, Takemoto Jusho no Kami und Kurokawa Sachū zu diesem Zweck in Akabane, wo man sich gegenseitig seine Vollmachten vorlegte. Hier entstanden indessen neue Schwierigkeiten.

Zunächst beanstandete man auf japanischer Seite, dass Graf Eulenburg's Vollmacht von dem *Regenten* des Königsreichs Preussen ausgestellt sei. Weshalb der König von Preussen sie nicht selbst unterschrieben habe? — Der König sei krank. — Weshalb er dann nicht abdankte? Diese Frage lag in Japan, wo damals das Abdanken der Herrscher nicht die Ausnahme, sondern die Regel bildete, allerdings nahe. Es folgte ein langer

Vortrag des Gesandten über preussisches Staatsrecht und die damaligen Verhältnisse im preussischen Königshause. Die Japaner waren dann beruhigt; es gehörte aber auf Seite des Grafen Eulenburg und seiner Mitarbeiter eine Engelsgeduld dazu, solche Bedenken zu beseitigen, denn alle seine Ausführungen waren doppelt zu verdolmetschen, erst ins Holländische, dann ins Japanische, und umgekehrt wurden die japanischen Entgegnungen über das Holländische ins Deutsche übersetzt.

Eine weitere Differenz war ernsterer Natur. Die japanischen Bevollmächtigten bekamen einen wahrhaften Schrecken, als sie aus dem vom Grafen Eulenburg vorgelegten Vertragsentwurf ersahen, dass er nicht nur für Preussen, sondern für sämtliche Staaten des Zollvereins, ausserdem auch noch für die Hansestädte und die beiden Grossherzogtümer Mecklenburg einen Vertrag schliessen wolle. Wiederum ein langer Vortrag über den Zollverein, die Stellung Preussens in demselben, über den deutschen Bund u.s.w. den indessen die Japaner schwerlich verstanden haben werden. Sie beruhigten sich aber schliesslich, als der Gesandte erklärte, dass er für alle Staaten nur *einen* Vertrag schliessen wolle, und sie entfernten sich mit der Zusage, den Entwurf, von dem man eine genaue japanische Uebersetzung anfertigen werde als Grundlage zu den Verhandlungen benutzen zu wollen.

So flott ging indessen die Sache nicht. Andō Tsushima no Kami teilte vollauf die Bedenken, die seinen *Bugyō* bei der Vorlegung des Eulenburg'schen Vertragsentwurfes zunächst aufgestiegen waren. Er erklärte in einer mündlichen Konferenz dem Gesandten, sich unter keinen Umständen zu einem Vertrage mit andern Staaten ausser Preussen verstehen zu wollen. Vergebens mühte Graf Eulenburg sich stundenlang in mündlichen Auseinandersetzungen, und später noch schriftlich, ab, den Minister umzustimmen. Japanische Quellen erwähnen, dass er zu diesem Zwecke Karten vorgelegt habe, auf denen Preussen, der Zollverein, der deutsche Bund u.s.w. durch verschiedenfarbige Linien kenntlich gemacht waren. Schliesslich musste er nachgeben, da er vor die Wahl gestellt wurde, entweder gar keinen Vertrag, oder nur einen für Preussen zu bekommen. Wenn man die verwickelten staatsrechtlichen Verhältnisse des deutschen Bundes und des Zollvereins berücksichtigt, so kann die Weigerung der Japanischen Regierung, mit solchen Staatsgebilden einen Vertrag abzuschliessen, im Grunde nicht Wunder nehmen.

Bald nach jener Konferenz mit den *Bugyō* am 13. Dezem-

ber verlautete, dass Hori erkrankt sei. An seiner Stelle wurde Muragaki Awaji no Kami zum japanischen Bevollmächtigten ernannt, der bereits als Gesandter in Amerika gewesen war und eine damals bei den Japanern seltene Gewandtheit im Verkehr mit Europäern besass.

Es wurde bald bekannt, dass Hori das *Harakiri* vollzogen hatte. Die Berichte der Expedition stellen verschiedene Vermutungen über seine Motive hierfür auf. Hori soll sich in zu freimütiger Weise über die Politik des *Bakufu* gegenüber dem Kaiserhofe ausgesprochen haben, nach anderen sei er durch einen Brief Heuskens beleidigt worden u.a.m. Graf Eulenburg ahnte nicht, dass die Selbstentlebung Hori's, den er persönlich sehr hoch schätzte, in engstem Zusammenhange mit den preussischen Vertragsverhandlungen stand. Im *Bakumatsu Gaikōdan* heisst es, dass Hori von dem Minister Andō nach jener, seiner letzten Konferenz einen Verweis bekommen habe, weil er sich von dem Preussischen Gesandten habe überlisten lassen; er (Hori) habe sich bereit erklärt, mit allen Zollvereinsstaaten u.s.w. einen Vertrag zu schliessen, während doch die Regierung nur mit Preussen verhandeln wollte. Dies deckt sich in gewisser Weise mit der Eulenburg'schen Darstellung, die sagt, dass Hori, der der Senior der japanischen Unterhändler war, den preussischen Entwurf (in dem alle in Frage kommenden deutschen Staaten einzeln aufgeführt waren) als annehmbare Grundlage für die Verhandlungen bezeichnet hatte. Nachher aber wurde er von Andō desavouiert. Ein solcher Verweis genügte damals, um einen *Samurai* zum *Harakiri* zu veranlassen.

Kehren wir nun zu den Verhandlungen zurück. Nachdem man sich, wie erwähnt, über die Vorfrage geeinigt hatte, dass nur zwischen Japan und Preussen ein Vertrag geschlossen werden sollte, fand am 28. Dezember zwischen Graf Eulenburg und den *Bugyō* in Akabane eine weitere Besprechung statt, die sich zum ersten Male mit dem Inhalt des Vertrages beschäftigte. Da man sich hierüber im Prinzip bereits verständigt hatte und überdies die früheren Verträge mit anderen Mächten als Muster dienen konnten, so führten die Verhandlungen bald zum Ziel. Schon nach zwei Tagen, am 30. Dezember, wurde der Vertragstext, und am 3. Januar 1861 der Wortlaut des dem Vertrage angefügten Handels-Regulativs festgestellt. Die Anfertigung der Reinschriften nahm dann noch erhebliche Zeit in Anspruch, während dessen die Japaner noch verschiedene Versuche

machten, den Vertrag in einigen Punkten zu ändern. Graf Eulenburg gab in formalen Dingen nach, lehnte aber jede Modifikation des Vertragsinhalts bestimmt ab. Endlich, am 24. Januar, war alles fertig und der Vertrag wurde zu Akabane in feierlicher Weise gezeichnet. Dies nahm geraume Zeit in Anspruch, denn es mussten der Vertrag und das Handels-Regulativ je in vier deutschen, vier japanischen und zwei holländischen Exemplaren von Graf Eulenburg und den drei japanischen Bevollmächtigten Muragaki, Takemoto und Kurokawa, unterschrieben und gesiegelt werden.

Neben dem Vertrage liefen noch einige Noten her, in denen Graf Eulenburg der Japanischen Regierung auf ihren Wunsch versprach, seiner Regierung die Hinausschiebung der Ratifikation und der Absendung des diplomatischen Vertreters nach Yedo um 2 bis 3 Jahre zu empfehlen. Der Minister Andō verpflichtete sich dagegen seinerseits, die in Japan lebenden Preussen bis zum Inkrafttreten des Vertrages nicht zu belästigen und den übrigen Deutschen eine Frist von sechs Monaten zur Abwicklung ihrer Geschäfte zu gewähren.

Zu einer Audienz des Gesandten bei dem Shōgun kam es nicht. Der Minister wich dahingehenden Anträgen mit der Bemerkung aus, in dem erst kürzlich bezogenen Schlosse des Shōguns sei der Audienzsaal noch nicht fertig und man könne daher den Gesandten nicht würdig empfangen. Der tatsächliche Grund für die Weigerung der Japaner soll indessen, bezeichnend für die damaligen Verhältnisse, der gewesen sein, dass man einen Abgesandten des Mikado schon acht Monate auf eine Audienz beim Shōgun warten liess, und dass jeder Grund für eine weitere Verzögerung hinfällig werden musste, wenn der Shōgun inzwischen einen fremden Gesandten empfang. Jedenfalls legte Graf Eulenburg, nachdem er in der Sache seinen Zweck erreicht hatte, auf diese Formalität keinen so grossen Wert, dass er deswegen seine Abreise von Yedo noch weiter hätte verzögern wollen.

Wohl aber wurden wertvolle Geschenke ausgetauscht. Graf Eulenburg übergab den *Bugyō* in Akabane die von dem Regenten von Preussen für den Shōgun bestimmten Gaben. Letzterer sandte seinerseits für den preussischen Hof allerlei Kostbarkeiten, besonders Seidenstoffe. Auch der Gesandte und das Personal der Gesandtschaft erhielten vom Shōgun, genau nach ihrem Range abgestuft, Geschenke, und Graf Eulenburg

bedachte seinerseits die Japaner, die ihm näher getreten waren, mit verschiedenen Gaben, wie Säbeln, Pistolen, Operngläsern u.s.w.

DER VERTRAG UND SEINE SPAETEREN SCHICKSALE.

Ueber den Inhalt des Vertrages habe ich nach der vorstehenden Darstellung wenig mehr zu sagen. Er enthält 23 Artikel, das Handelsabkommen 9. Die Häfen von Kanagawa, Nagasaki und Hakodate wurden dem Handel der preussischen Untertanen geöffnet, die Verpflichtung zur Eröffnung von Niigata, Yedo, Hyōgo und Ōsaka dagegen nicht stipuliert. Preussen erhielt aber natürlich auch das Recht, einen diplomatischen Vertreter in Tōkyō zu bestellen, und bedang sich die Meistbegünstigungsklausel aus. Das Datum des Inkrafttretens wurde auf den 1. Januar 1863 festgesetzt, unbeschadet, ob bis dahin die Ratifikationen ausgetauscht sein würden, oder nicht.

Die Auswechslung der Ratifikationen machte dann noch einige Schwierigkeiten. Mit dieser Aufgabe wurde von preussischer Seite der, nach Abschluss des Vertrages mit China zum Generalkonsul in Shanghai ernannte Herr von Rehfuss betraut. Dieser trat Ende Juni 1862 in Begleitung des Legationssekretärs von Radowitz, des späteren Botschafters in Madrid, und des zum Konsul in Japan ernannten Herrn von Brandt, die Reise nach Ostasien an. von Brandt traf, während die beiden anderen Herren zunächst zur Auswechslung der Ratifikationen des chinesischen Vertrages in Shanghai blieben, am 25. Dezember 1862 in Yokohama ein, wohin Herr von Rehfuss ihm Anfang August 1863 an Bord des preussischen Kriegsschiffs „Gazelle“ folgte.

Die Lage in Japan hatte sich inzwischen sehr zu Ungunsten der Ausländer verändert: die fremdenfeindliche Bewegung hatte bedeutend an Stärke und Umfang zugenommen und schliesslich dazu geführt, dass das *Bakufu* unter dem 24. Juni 1862 einen Befehl erliess, alle dem ausländischen Verkehr geöffneten Häfen wieder zu schliessen, ein Gebot, das bei den Ausländern selbstverständlich keine Beachtung fand. Auch die Kagoshima- und Shimonoseki-Affären fielen in diese Zeit.

Unter solchen Umständen ist es erklärlich, dass die japanische Regierung sich sträubte, den preussischen Vertrag durch Auswechslung der Ratifikationen noch ausdrücklich anzuerkennen. Herr von Rehfuss stiess denn auch auf die grössten Schwierig-

keiten. Um den endlosen Verschleppungsversuchen und Ausreden ein Ende zu machen, legte er sich am 1. Januar 1864 mit der „Gazelle“ vor Tōkyō. Als auch dieses nichts half, landete er mit einem Detachement von 20 Seesoldaten und quartierte sich, auf eine Einladung des französischen Geschäftsträgers hin, in der ihm zur Verfügung gestellten französischen Gesandtschaft ein. Er erklärte den Japanern, hier warten zu wollen, bis sein Auftrag erfüllt sei. Der Aufenthalt fremder Diplomaten in Yedo war dem *Bakufu* aber im höchsten Grade unangenehm; es entschloss sich schliesslich zum Nachgeben, und am 21. Januar 1864 wurden die Ratifikationen an Bord S.M.S. „Gazelle“ feierlich ausgetauscht.

von Brandt bezeichnet die Mission von Rehfuss nach Japan als einen politischen Fehler und er hat vielleicht Recht. Der Vertrag war am 1. Januar 1863 auch ohne Austausch der Ratifikationsurkunden in Kraft getreten. Auf diesem Austausch zu bestehen, brachte keinerlei Vorteile für Preussen, musste aber den Fremdenhass schüren und die Macht des, im Vergleich zur Kyōtō-Regierung, fremdenfreundlichen *Bakufu* schwächen. Allerdings war es nicht mehr möglich, von diesem Vorhaben abzustehen, nachdem von Rehfuss einmal zum Ratifikationsaustausch an Bord eines Kriegsschiffs in Japan eingetroffen war; jetzt musste er seine Mission erfüllen, andernfalls wäre ihm sein Verhalten von japanischer Seite als Schwäche ausgelegt worden.

WEITERER VERLAUF DER EXPEDITION.

Zum Schluss noch ein Wort über den weiteren Verlauf der Eulenburg'schen Expedition. Am 31. Januar 1861 verliessen „Arkona“ und „Thetis“ Yokohama. Nach stürmischer Fahrt kam man am 17. Februar in Nagasaki an und fuhr am 25. Februar nach Shanghai weiter. Am 2. September 1861 wurde der Vertrag mit China und am 7. Februar 1862 derjenige mit Siam unterzeichnet. In China gelang es, auch die Zollvereinsstaaten, die Hansestädte und die beiden Mecklenburg in den Vertrag mit einzubeziehen, ebenso in Siam, mit Ausnahme der Hansestädte.

Am 19. Februar 1862 traten „Arkona“ und „Thetis“ von Bangkok die Fahrt nach Singapore an, wo sie am 3. März eintrafen, und wo die Expedition sich auflöste. Graf Eulenburg

fuhr mit kleinem Gefolge auf Postdampfern über Galle, Bombay, Suez und Triest in die Heimat zurück und war Ende April 1862, also nach fast zweijähriger Abwesenheit, wieder in Berlin.

SCHLUSS.

Nach Mitteilungen von Spiess soll der preussische Vertrag mit Japan seinerzeit von der öffentlichen Meinung in Deutschland angegriffen worden sein. Solche Kritiker finden sich ja immer. Ich glaube, dass der Vertrag das Aeusserste war, was Preussen mit seinen damaligen Machtmitteln erreichen konnte, und dass er auch die derzeit noch recht geringen Interessen Preussens in Japan wirksam zu schützen geeignet war. Wir haben daher meines Erachtens allen Grund, den Männern, die unter schwierigen Verhältnissen, grossen Entbehrungen und ständigen Gefahren durch ihr diplomatisches Geschick den Abschluss des Vertrages und den Austausch seiner Ratifikationen herbeigeführt haben, auch heute noch unsere Anerkennung zu Teil werden zu lassen.

DIE YAUTSE IN SUEDCHINA.

VON

F. W. LEUSCHNER.

Wenn ein Ausländer das Innere Chinas bereisen will, so muss er sich durch sein Konsulat einen chinesischen Pass beschaffen lassen. Auf diesem Pass steht der Vermerk, dass es verboten ist Gebiete der unbotmässigen Stämme in China zu bereisen, da die Chinesische Regierung in solchen Gebieten keinen Schutz gewähren könne. Diese unbotmässigen Stämme in Südchina sind die Yau-tse und Miao-tse. Wir haben es nur mit den Yautse zu tun.

Das Gebiet der Yautse liegt im Norden und Nordwesten der Kantonprovinz. Bei Benutzung der Eisenbahn ist es von Kanton aus in einigen Tagen zu erreichen. Die Dschunken fahren etwa 10 Tage bis zur Stadt Shinchow. Diese grosse Stadt liegt genau $24^{\circ} 45'$ nördlicher Breite und 115° östlicher Länge von Greenwich. Trotz der geringen Entfernung von Kanton gibt es sehr wenig Ausländer, die überhaupt einen Yautse zu Gesicht bekommen haben. Verschiedene Ausländer haben Versuche unternommen die Yautse in ihren Bergen aufzusuchen. Einigen ist es auch gelungen einzelne Halbyautse in den vorgelagerten Gebirgsdörfern zu besuchen, jedoch in die eigentlichen grösseren Wohnplätze und Dörfer der Yautse des Nordflussgebietes ist ausser dem Schreiber dieses wohl kaum ein Ausländer gekommen. Schreiber dieses hat drei Reisen in verschiedene Gebirgstäler der Yautse unternommen. Auf zwei Reisen kam er in nicht geringe Lebensgefahr. Nur mit Mühe gelang es ihm das Misstrauen der Yautse zu beschwichtigen. Die durch Chinesen verbreiteten Lügen werden von dem halb kindlichen halb bestialischen Charakter des Volkes viel intensiver aufgenommen und geglaubt. Das Töten und Schlachten eines Menschen bedeutet für sie kaum mehr als das Schlachten eines Huhnes oder Hundes. Schreiber wurde in dem sehr grossen Dorfe Taiyauhang auch als ein fettes Huhn bezeichnet, das sich zum

Schlachten wohl eigene. Nur das ihm von zwei Ortsältesten vorher gegebene Versprechen sicheren Geleites bewahrte ihn vor dem Verhängnis.

Als die besten Einfallstore zu dem merkwürdigen Volke eignen sich die Städte Linchow, Juinyen, Guiten, Shinchow und Lochang. In Juinyen, besonders aber in Guiten, auch in Jiluk kann man an jedem Markttage Hunderte dieses Volkes sehen.

Die Männer mit ihren grossen Ohrringen und bestickten Kleidern, die Frauen mit ihren merkwürdigen, an Hundeköpfe mit hochstehenden Ohren erinnernden Mützen, fallen schon von weitem auf. Ausserhalb ihrer Berge machen sie einen scheuen, schüchternen, fast ängstlichen Eindruck. Wenn man sie aber im Innern ihrer natürlichen Festungen, in den fast unzugänglichen Gebirgstälern wiedersieht, so glaubt man kaum, dass dies dieselben Menschen sind. Unbefangen, sicher, ruhig, mit einem Schein ins Uebermütige, treten sie uns entgegen. Das Gefühl, hier sind wir die Herren, macht sie stolz! Wie andre Naturvölker halten auch sie sich für die Menschen par excellence. Dieses Hoheitsgefühl hält sie auch zum Teil mit von der Vermischung mit den Chinesen ab.

Die Yautse selbst teilen sich in die sogenannten Halbyautse der Vorgebirge, und die Hochgebirgsyautse ein. Erstere mögen zum Teil mit Chinesen vermischt sein. Die Vermischung hat besonders häufig stattgefunden, als die Yautse auch noch die fruchtbaren Täler und Flussniederungen bewohnten. Seit mehr als 200 Jahren sind sie völlig in das Hochgebirge zurückgedrängt worden. Ein tiefer Hass hat sich seither gegen die Chinesen bei ihnen festgesetzt. Nur das Bewusstsein eines sichern Unterganges hält sie von einem Verzweiflungs- oder Befreiungskrieg zurück. Man kann sagen, dass die Yautse bis zum heutigen Tage einen beständigen Guerillakrieg mit den benachbarten Chinesen führen und bis zum heutigen Tage gibt es viele chinesische Dörfer, die den Yautse Friedensabgaben zu leisten haben. Nur dort, wo die Yautse endgültig unterlegen sind, besteht kein Abhängigkeits-Verhältnis der Chinesen von den Yautse.

Die Yautse und ihre Geschichte sind für die Wissenschaft völliges Neuland. Die Mission, die die Aufgabe hat, zu allen Völkern zu gehen, um ihnen das Reich Gottes zu bringen, harret der Stunde, da auch die Yautse bereit sind es aufzunehmen.

Wir überlassen es dem Leser aus dem Folgenden seine Schlüsse zu ziehen und selber zu entscheiden, in welche Völker-

familie die Yautse zu zählen sind. Viele Sitten und Gebräuche der Yautse erinnern an das alte Testament. Auch an Beziehungen zu den Japanern fehlt es m. E. nicht. Die Frage, wo stammen die Yautse her? ist nicht abgeschlossen, sondern wird erst neu gestellt.

Wir wollen uns bescheiden und zunächst keine Hypothesen aufstellen, sondern schildern was Chinesen und Yautse zu sagen, und was wir selbst gesehen und gehört haben.

Shinchow, Jan. 1911.

F. W. LEUSCHNER.

Die Wohnsitze der Yautse.

Wenn man sich von der Stadt Shinchow eine Linie direkt nach Süd-West gezogen denkt, so würde diese fast parallel mit einem gewaltigen Gebirgszuge laufen, der bis in die Kwangsi Provinz hinreicht. Im Nordosten treten diese Gebirge bis auf wenige Meilen an Shinchow heran. Am Fusse dieser Gebirgskette liegen die Städte Lienchow, Juinyen, Jiluk, Guiten und Lochang. Auf der west- und nordwestlichen Seite ziehen sich die Gebirge bis in die Hunan Provinz. Sie erreichen eine Höhe von etwa 5000 Fuss. Kalk, Granit und Löss, mit einer fruchtbaren Humusschicht bedeckt, bilden den Untergrund dieser Gebirge. Fruchtbare Täler, dichtbewaldete Höhen, in denen kristallhelle Bäche und Flüsschen der Niederung zueilen, durchschneiden dieselben. Den Hauptbestandteil der Waldungen bilden Tannen, Kiefern Hartholzbäume, Bastpalmen; das Unterholz wird gebildet von Azalien, Bambus, wildem Kampfer und unzähligen andern blühenden und fruchttragenden Sträuchern.

Die Wege, welche in die Berge führen, sind tatsächlich keine Wege. Sie werden absichtlich in einem trostlosen Zustande gelassen, um etwaigen Eindringlingen die Lust weiterzugehen zu nehmen. Uns ist ein Fall bekannt, wo ein reicher chinesischer Holzhändler, der Bauholz gekauft hatte, — 300 Dollar für die Erlaubnis, einen Weg anzulegen, zahlen musste. Nach dem Herausschaffen des Holzes wurde der Weg sofort wieder zerstört. Hier und da sind an den Wegen kleine Festungen zu sehen.

Sie sind meist an schwer zu passierenden Stellen angebracht, so dass wenige Männer genügen, um den Weg völlig abzusperren.

Auch die Chinesen hatten überall dort, wo die grossen Ausfallstore der Yautse liegen, Festungen angelegt. Noch heute tragen die Ortschaften vielfach den Namen „Festung“ und die verwitterten alten Festungsmauern reden eine stumme, aber verständliche Sprache. Die Wohnorte sind dem Volke nach und nach zu enge geworden. Die Heimatsberge können bei weitem nicht alle ernähren. Wo die Industrie dem Landmangel nicht abhelfen konnte, sind von Zeit zu Zeit Auswanderungen in andre Gebiete erfolgt. Es sind neue Kolonien gegründet worden, die aber keinen rechten Aufschwung genommen haben.

Man schätzt die Bevölkerungsziffer der Yautse im Nordgebiet auf etwa 100,000 Köpfe.

Die Geschichte der Yautse

ist in Dunkel gehüllt. Wohl finden sich in den chinesischen Annalen zerstreut Angaben über das Volk. Wirklichkeit und Sage ist aber, wie auch in der chinesischen Geschichte, schwer auseinander zu halten. Auch das, was das Volk selbst über seine Geschichte behalten, oder mit chinesischen Zeichen niedergeschrieben hat, ist sehr sagen- und lückenhaft.

Der Name Yautse bedeutet „Wolfskinder“ oder „Schakalskinder.“ Während man früher annahm, dass dieser Name dem Volke durch Chinesen beigelegt worden sei, um ihrer Verachtung gegen die Yautse Ausdruck zu verleihen, glauben wir jetzt annehmen zu müssen, dass die Yautse aus Pietät gegen den Hund oder Wolf, der in ihrer Geschichte eine grosse Rolle gespielt hat, diesen Namen angenommen haben. Der Hund oder Wolf ist gewissermassen als das Seelentier der Yautse anzusehen.¹ Keinesfalls sehen die Yautse den Namen als verächtlich an.

Die chinesischen Werke berichten über die Herkunft der Yautse etwa folgendes.²

Während der Regierung des Kaisers Kau-sin³ wurde das

¹ Eine ähnliche Rolle fällt der Wölfin zu, welche Romulus und Remus gesäugt haben soll. Man kann auch an die Wölflingsage der alten Deutschen denken.

² Siehe Lexikon des Kaisers K'anghi.

³ Lange vor Yau und Shun.

Reich von den Kenyung (Bergbären) hart bedroht. Der König setzte eine hohe Belohnung aus demjenigen, der ihm das Haupt des Rebellenführers bringen würde. Er versprach zuletzt dem Sieger seine Tochter zum Weibe geben zu wollen. In seinem Reiche lebte ein Mann, der hatte einen grossen, klugen und starken Hund,¹ Namens „Panfu“, dieser tötete den Rebellen und brachte sein Haupt dem Könige. Der König einerseits erfreut über den Tod des mächtigen Feindes, war andererseits sehr traurig, dass er seine Tochter, die er zärtlich liebte, einem Hunde zur Frau geben sollte. Er wollte aber sein königliches Wort nicht brechen. Auch die eigne Tochter, wie die Grossen des Reiches, baten den Herrscher sein Wort einzulösen. So wurde die schöne und zarte Prinzessin das Ehgemahl des Hundes, dieser trug sie in die Berge und zeugte mit ihr 12 Söhne und 12 Töchter, die sich untereinander heirateten und zu einem grossen Volke wurden.

Der Hund starb und die Prinzessin kehrte mit ihren Kindern in die Hauptstadt zurück. Dort konnte aber Niemand die Sprache der Kinder verstehen. Auch sie selbst fühlten sich sehr unglücklich unter andern, ihnen fremden Menschen. Ihre Sehnsucht nach den Bergen war riesengross. So wurden sie krank. Auch konnte der König ihren Unterhalt kaum bestreiten. Als sie wieder einmal vor der Zeit um Lebensunterhalt bei ihm anhielten, antwortete er ihnen: „Ich habe nichts mehr“. Darauf erwiederten sie, wo sie nun etwas hernehmen sollten? Der König rief in seinem Aerger: „Geht und stehlt“! Da zogen sie freudig von des Königs Angesicht, suchten ihre Berge auf und waren glücklich. Sie kamen nur herunter um zu stehlen und zu ernten. Die Yautse sehen deshalb das Stehlen und Plündern bei allen, die nicht zu ihrem Volke gehören, als geheiligtes Recht und verbriefte Sitte an.

Eine Variation derselben Sage, die nicht aus chinesischen Büchern genommen, sondern aus Yautse Mund vernommen, lautet folgendermassen:

Der König hatte nur ein einziges Kind, das er über alles liebte, ein süsses Mägdelein. Kaum erwachsen, wurde sie todkrank. Die besten Aerzte des Reiches werden gerufen, aber keiner kann helfen. In seiner Verzweiflung gelobt der Vater seine Tochter dem zum Weibe zu geben, der sie heilen könne.

¹ Ein alter Yautse erzählte mir, dass eine Familie noch im Besitz des alten königlichen Stempels, der einen Hundefuss darstellt, sein soll.

Wieder ist es der grosse Hund, der die Heilung ausführt und nach einigem Sträuben des Vaters und gutem Zureden der Tochter und der Minister das Mädchen zum Weibe erhält. Er entführte sie in die Berge und zeugte mit ihr einen Sohn. Darnach starb er. Die Mutter blieb mit ihrem Sohne in den Bergen. Als der Knabe zum Jüngling erwachsen war, trennte sich die Mutter von ihm. Sie lebte in einer andern Gegend ganz für sich. Um ihren Kopf band sie sich ein grosses Tuch und ihr Gesicht wurde von ihr selbst durch Pflanzensaft gelb gefärbt. Eines Tages begegnete sie dem zum Manne erwachsenen Jüngling auf der Jagd. Er erkannte seine Mutter nicht, sondern hielt sie für eine Fremde und nahm sie zum Weibe. „Von ihm“ so schloss mein Berichtstatter, der ein angesehener Yautse war, seinen Bericht, „stammen wir ab“.

Die chinesischen Urkunden berichten von 2 Bergstämmen, den bereits erwähnten Sanyung, Bergbären, die als Vorfahren der Yautse gelten. Einer derselben hatte es bis zum Minister gebracht. Sein Name ist Chiyau. Er wurde abtrünnig und erregte einen Aufstand. Besiegt, wurde er in Chuklu getötet. Dies geschah lange vor den ersten geschichtlichen Kaisern Niau und Shun. Seit dieser Zeit soll der Gegensatz und die Feindschaft zwischen Yautse und Chinesen bestehen.

Sobald die Yautse wieder erstarkten, waren blutige Kriege mit den Chinesen die Folge, die Chinesen aber erlangten immer mehr das Uebergewicht über sie, bis die Yautse schliesslich ganz in die Berge vertrieben wurden. Dort lebten sie und wurden von den Chinesen „Bergbären“ genannt.

Die früheste Heimat derselben waren die Täler des gelben Flusses. Und zwar hatte der Stamm Shunchuk den nördlichen Teil und der Stamm Shenyung den südlichen Teil desselben inne.¹

Zur Zeit der Hia Dynastie 2207–1767 v. C. verhielten sich die Yautse im allgemeinen ruhig. Das änderte sich unter der Shang Dynastie bald. Nach dem Tode des Ch'êngt'ang 1753 v. C. erstarkten die Yautse sichtlich und verursachten viel Krieg und Blutvergiessen. Auch unter der Chow Dynastie 1122–255 v. C. empörten sie sich vielfach. Unter Liwang 878 v. Chr. wurden die Zustände sehr schlimm. Das Volk empörte sich schliesslich und vertrieb Liwang nach Chiti, wo er in der

¹ Siehe Historie der Stadt Shin Chow. 35 Bände.

Verbannung ein elendes Dasein fristete. Lüan-wang hatte wieder mehr Glück im Kampf gegen die Yautse. Er schlug sie völlig und verfolgte sie bis Tanien in Shansi.¹

Zur Zeit der 3 Reiche siedelten sich einzelne Yautse-Stämme in Nammum an.² Sie machten sich unabhängig und das Reich hatte viele Kriege gegen sie zu führen. General K'ungmin, oder Chowkotliang genannt, fing ihren König Menfu 7 mal und liess ihn ebenso oft frei, um ihn, nachdem er ihn durch Macht besiegt, durch Liebe zu gewinnen. Das geschah bei der Stadt Lushui.³ K'ungmin war übrigens der einzige Heerführer, der sich den Yautse gewachsen zeigte. Nach seinem Tode brach der Aufruhr wieder in hellen Flammen aus.

Zur Zeit der T'ang, Sung und Ming-Dynastie fanden Auswanderungen der Jautz nach dem Süden Chinas statt. Verfasser besitzt alte religiöse, Psalmen gleichende Gesänge der Yautse, die diese Auswanderungen besingen. Sie sind zwar in chinesischer Schrift abgefasst, aber sehr schwer zu entziffern, da viele Zeichen falsch geschrieben sind.

So heisst es in einem Gesange:

„Wir kamen von weit her — und sahen Niemand.
 „Dicke Wolken umgeben uns wie rotes Zelttuch.
 „Regen und Tau troff hernieder auf uns.
 „Auf den Wolken schwebten die Schwalben.
 „Sie trugen Erde aufs alte Nest.
 „Wie wir flickten sie ihr Haus wieder aus.
 „Drei Fuss über dem Erdboden legten wir Balken.
 „Wir spannten aus das rote Tuch und sangen dazu.
 „Ueberall schwarze Wolken, wie unterm roten Tuch.
 „Die Reiter stürzten, gebrochen die Füsse der Pferde.
 „Weil flach das Wasser stand, rings um eine Tiefe.
 „Vom Pferde herunter bargen wir uns im Zelt.
 „Es glich einem Schiff im Wasser, schwankend hin und her.
 „Aller Augen aufs Wasser gerichtet, wie es rauschte und wogte.
 „Unsre Alten sahen es und sannen;
 „Ihr Herz bebte und wollte brechen.

¹ Siehe Annalen der Stadt 韶州.

² Soll in der Provinz Sü-tshou, nach andern in Kiang-sü liegen.

³ Siehe Geschichte der drei Reiche.

„Beim Anblick der schwarzen Wolken.
 „Beim Versuch zu reiten stürzten ins Wasser die Pferde,
 „Brachen die Beine; und der Reiter wälzt sich im Wasser.
 „Wasser ringsum, nichts als Wasser und Wolken.
 „Vom Pferd herunter steigt man ins Zelt.
 „Drei Fuss hoch über dem Boden steht das Wasser
 „Die Mutter muss lachen, ihre Kleider tunken ins Wasser.

Es gilt als sicher, dass die Yautse in Hainan an Land stiegen. Es muss eine mühselige lange Reise gewesen sein. Auf 12 Flößen, oder zu 12 Geschwadern, verliessen sie ihre alte Heimat. Nur die Hälfte der Schiffe oder Flösse kam in Hainan an. Diese Insel muss ihnen nicht gross genug erschienen sein. Denn kurze Zeit später suchen einige Stämme das chinesische Festland auf. Sie durchqueren die Kwansi-, Kanton- und Fukien Provinz bis sie endlich nach vielen Jahren in den Bergen des Kantonesischen Hinterlandes sich festsetzen. Yautse versicherten mir wiederholt, dass die Lolos in Hainan ihre Brüder seien. Dass sie aus derselben Gegend gekommen, ein und dieselbe Sprache reden, und dieselben Sitten und Gebräuche haben.

In den Linchower Bergen wohnt der Hauptzweig der Yautse. Sie werden die Pat-phai, acht Stämme, genannt. Sie haben ein gut geordnetes kleines Staats- und Gemeindegewesen. Ihre sozialen Einrichtungen sind zum Teil mustergiltig. So haben sie zum Beispiel dafür Sorge getroffen, dass kein Bettler in den Bergen zu finden ist. Diese „Patphai Yautse“ haben sich in den grossen Kriegen der Yautse gegen die Kantoner Regierung—am Ende der Ming und am Anfang der Ta-Ts'ing Dynastie—sehr hervorgetan. Sie schlugen mehrere chinesische Heere in die FLUCHT, nahmen die Städte Chowchow, Samshui, Fatshan ein und berannten Kanton selbst, und zwar mit so grossem Erfolge, dass der Fall der Stadt nahe bevorstand. Plötzlich schlossen sie Frieden und zogen von den hohen Beamten geehrt und ausgezeichnet in ihre Berge zurück. Damals hatten sich die Patphai-Yautse freiwillig untergeordnet und bereit erklärt Abgaben zu zahlen. Ein gewissenloser Beamter bedrückte das Volk aber so durch Forderung hoher Summen, dass die Yautse den Krieg vorzogen.

Später gelang es die Yautse gänzlich in ihren Bergen festzuhalten. Er wurden grössere Truppenmassen vor die Ein- oder Ausfallstore gelegt. Unter dem Begründer der Ta-Ts'ing foht

General TSHIN LIU SAN gegen die Yautse. Er sollte sie verfolgen bis in ihre Bergfesten hinein. Das war aber ein fast unmögliches Unterfangen. Die Yautse liessen die Chinesen ruhig vordringen, um sie an geeigneten Stellen aufzureiben. Man kann es dem General nicht verdenken, dass er auf eigene Faust Frieden mit den Yautse schloss und dann nach Peking berichtete: „Die Pazifikation der Yautse ist nun vollendet“. Die Yautse halten ihr gegebenes Wort, vorausgesetzt, dass der andere Teil es nicht zuerst bricht. Das geschah indes schon unter seinem Nachfolger, dem Kaiser Yungching, und der Krieg begann von neuem. Die Heere der Yautse drangen wieder bis Canton vor. Als sie wieder zurückgedrängt waren, verstärkte man die Garnisonen, denen die Bewachung der Yautse oblag. Das chinesische Volk aber verband sich jetzt mit der Regierung, so dass die Yautse-Heere bald grosse Not litten und Frieden schlossen. Das war der letzte grosse Kampf. Die Yautse mussten sich notgedrungen dem Ackerbau und der Industrie zuwenden, das Privilegium des ungestörten Beutemachens hörte nun ein für alle mal auf.

Die Chinesen haben eine furchtbare Waffe in der Hand, um die Yautse zu zähmen. Das ist die Abschneidung der Salzzufuhr. Hin und wieder ist dies Mittel mit Erfolg angewandt worden. Von kleinen Raubzügen oder Rachekriegen gegen die Talbewohner, die sich hin und wieder auch Uebergriffe gegen sie erlaubt haben, abgesehen, stehen sich Chinesen und Yautse jetzt besser als früher. Zum Teil bestehen zwischen den Beamten und dem Yautse-Volk gute Beziehungen. Sie zahlen pünktlich für alle, ausserhalb ihres Bereiches liegenden, und von ihnen bebauten Felder Abgaben. Manchmal haben sie der chinesischen Regierung auch treue Dienste geleistet. So in der Taiping Rebellion. Eine Heeresabteilung des grossen Revolutionärs hatte Juinien umringt. Am Osttor hatte man unter die Stadtmauer einen grossen Sarg voll Pulver geschoben, um das Tor zu sprengen. Gerade zu rechter Zeit eilten die Yautse herab und vertrieben die Feinde. Den Beamten der Stadt aber nahmen sie mit sich nach Dschangmukhang und hüteten ihn, bis die Gefahr vorüber war. Der Fall ward nach Canton gemeldet. Der Beamte wollte mehrere Yautse mit Orden und Titeln oder mit Geld belohnen, sie schlugen aber alles aus. Da man weiter in sie drang, antworteten sie: „uns ist mit Salz am besten gedient“. Von jenem Tage an bis heute, wird am Frühlingstage alljährlich im Yamen zu Juinien an jeden Yautse, auch Frauen und Kinder sind ein-

geschlossen, etwa $1\frac{1}{2}$ Pfd. Salz verteilt. Vorsteher und Aelteste erhalten das Doppelte. Es kommen alljährlich etwa 3000 Personen, um ihr Salz zu empfangen.

Einige deutsche Meilen von Juinien entfernt wohnt ein sehr starker Yautse Stamm, der sehr kriegerisch und gefürchtet ist. In einem Dorfe zählt man 300 junge kampffähige Männer. Vor 30 Jahren kämpfte dieser Stamm mit den Chinesen des Tales Jumuntung. Der Kampf dauerte bei abwechselndem Glück bereits 13 Jahre, und es war noch kein Ende abzusehen. Der Mandarin wurde gedrängt Soldaten von Canton kommen zu lassen, aber er fürchtete mit Recht, dass ihm daraus ungeheure Kosten entstehen würden. So sandte er Vermittler zu den Yautse, um sie zum Frieden zu bewegen. Sie hatten Erfolg. Es wurde festgesetzt, dass das Tal jährlich 10 Dollar Friedensgelder zu zahlen habe. Das Geld wird vom Yamen für die Talbewohner bis zum heutigen Tage gezahlt.

In der allerneusten Zeit tobt in einer andern Gegend wieder ein Kampf zwischen Chinesen und Yautse. Ein Chinese war in die Berge gestiegen und hatte Palmenbast gestohlen. Er wurde gefangen und so lange geschlagen, bis er gelobte die Strafe zu zahlen. Festgesetzt sind für offenbare Diebstähle 28 Dollar. Sofort wurde er freigelassen, wie es Sitte ist. Man nimmt an, dass es auch bei Chinesen gilt: „Ein Wort ein Mann“. Als der bestimmte Tag heran gekommen war, und der Mann das Geld nicht an den bestimmten Ort brachte, stiegen die Yautse herab aus den Bergen, überfielen das Dorf und raubten Frauen und Vieh. Der Kampf hat 3 Monate gewährt und ist erst im Dezember 1910 beigelegt worden. Das Geld wurde gezahlt und die Kriegskosten dazu. Die Chinesen sind im allgemeinen mit besseren Waffen ausgerüstet. Die Yautse sind bessere Schützen. Von den Verlusten im Kampfe hat Niemand etwas erfahren. Die Toten wurden des Nachts in Stücke geschnitten und auf die Schultern geladen, um im Dorfe verbrannt zu werden. Einer der grössten Kämpfe der Neuzeit entstand in Guitáu dadurch, dass ein betrunkenen Chinese eine Yautse Frau verhöhnte und ihre Schürze mit seinem Fuss emporhob. Die Chinesen nahmen Partei für ihren Landsmann, und so entspann sich ein langer Kampf, der beiden Parteien grosse Wunden schlug. Schliesslich mussten die Chinesen um Frieden bitten, der nach Bestrafung des Schuldigen gewährt wurde.

Zu erwähnen ist auch noch, dass die chinesische Regierung bei den Yautse jeden grösseren Distriktes 2 Liautshoi (Titel=Blühen-

des Talent) bereit hält. Wenn sie nur hätten kommen wollen, sie hätten das Examen auf jeden Fall bestanden. Mir ist trotz eifrigen Forschens kein einziger Fall bekannt, wo ein Yautse zum Examen gegangen wäre. Sie fürchten durch Annahme des Titels in Abhängigkeit zu geraten. Die Regierung hat besondere Beamte eingesetzt, die den Verkehr der Yautse mit der chinesischen Regierung zu regeln haben. Das sind den Yautse bekannte Chinesen, die von der Gemeinde erwählt und vom Mandarin bestätigt werden. Sie schlichten Streitigkeiten und ziehen die Abgaben ein. Für ihre Dienste erhalten sie von der Regierung circa 50-100 Dollar pro Jahr und von jeder Yautsefamilie etwa 20-30 cts pro anno.

Die *Geschichte der Jautz* nach ihrer eignen Ueberlieferung wiedererzählt, deckt sich in den Hauptzügen mit dem, was die chinesischen Urkunden berichten. Es muss jedenfalls für jeden Anthropologen und Menschenfreund interessant sein, zu vernehmen, was die Yautse selbst zu berichten wissen. Wir wollen uns dabei möglichst kurz fassen. Ich berichte nach den Angaben eines „Gelehrten“, der der chinesischen Schriftsprache kundig ist, und der im Besitz von alten Urkunden ist.

„Vor alten Zeiten lebten unsere Väter in den Niederungen eines grossen Flusses. Da die Chinesen sie hart bedrängten, so verliessen sie ihre Wohnsitze und zogen ins Ausland. Dort wohnten sie Hunderte von Jahren bis das Unglück hereinbrach“. Er gab auf meine Zwischenfrage an, dass das Unglück in Ueberschwemmung, Erdbeben und einem grossen Sterben bestand habe. „Sie wanderten jetzt nach Gindschupa und Ladschupa, wo sie länger als 100 Jahre blieben. Da kamen wilde Tiere und Seuchen und vertrieben die Väter abermals. Sie beschliessen wieder in ihre alte Heimat, den Tshipaushan¹ (7 Schatzberg) zu ziehen. Ein grosses Wasser trennte sie davon. Da ihnen keine Schiffe zu Gebote standen, so bauten sie riesige Bambusflösse. Nach der Zahl ihrer Stämme 12. Ausser den Uebrigen ihres Volkes nahmen sie mit sich vierfüssige Tiere und Vögel. Sie setzten die Segel und liessen sich treiben vom Winde. Ein furchtbarer Sturm raste daher und vernichtete 6 Flösse. Nur 6 blieben erhalten. Sie gerieten auf Klippen und konnten die Küste nicht erreichen. Da taten sie Busse und beteten. Sie

¹ Da die Schiffe nach Süden steuerten, so scheint der 7 Schatzberg auf Annam oder Siam, vielleicht auch Japan zu weisen.

gelobten dem grossen Himmelsgott, dem guten höchsten Gott aufrichtig zu dienen, wenn er sie aus der Not errette. Am Bug der Flösse knieten sie und weinten. Sie sandten ihre Gelübde und Gebete empor zu ihm. Der höchste Gott erbarmte sich ihrer und erhörte sie. Als die erste Posaune erscholl, bewegten sich die Flösse. Als die zweite ertönte, da kamen die Flösse los. Bei der dritten Posaune schwammen sie dem Lande zu. Am 3. Tage des 8. Monats landeten die Flösse an der Küste der Cantonprovinz. Das Floss des Stammes Li landete an der Insel Hainan. Die andern 5 Stämme, welche am Festland landeten, siedelten sich in Duichowkwe an. Dort errichteten sie den westlichen Gottestempel. Der Stamm Ten siedelte sich in Hangchung und Hangtsiong an, während die Stämme Fung und Li nach Kwepongho zogen. Leider mussten sie ihre Sitze bald wieder verlassen und siedelten nach Kautztshongtau über. Dort dienten sie dem Wulungmun, Geist der 5 Drachentore.¹ Dann legten sie neue Gelübde ab und zogen nach Taunienli. Dort bauten sie feste Häuser und dienten dem Nglushongmun (Geist der 5 Altäre)“.

Auf Befragen berichtet er weiter, dass die Yautse, als sie nach stürmischer Seefahrt an Land gingen, blutige Opfer darbrachten.

Da die lange Meerfahrt kein einziges Opfertier übrig gelassen hatte, so baten sie den höchsten Gott um Vergebung wegen der Abweichung von der gesetzlichen Vorschrift. Dann fingen sie Hamster und Hasen und opferten sie an der Rinder und Schafe statt.

Die Hainan Yautse heissen Thung Yautse,² die Lienchow Yautse heissen Phai Yautse,³ und die Nordfluss Yautse werden Li Yautse⁴ genannt.

Weiter berichtet mein Gewährsmann, dass noch einige Stämme durch Vermischung mit Chinesen dazu gekommen seien. Die Linchow Yautse sollen die zahlreichsten und intelligentesten sein. Leider steht dem Verfasser weder Geld noch Zeit zur Verfügung, um die Yautse in Hainan aufzusuchen. Sein Wunsch ist der, dass die berufenen Forscher sich durch diese Zeilen anregen lassen, weitere Untersuchungen anzustellen.

Physischer Charakter der Yautse.

Die Yautse machen äusserlich, besonders, wenn sie sich in

¹ Vielleicht das jetzige Lungmun bei Canton.

² Allgemeine Yautse.

³ Stamm Yautse.

⁴ Kluge Yautse.

chinesischer Weise den Kopf rasieren und chinesische Kleider tragen, fast den Eindruck von Chinesen. Ihre Hautfarbe ist gelb. Ein kleiner Prozentsatz hat weisse Hautfarbe. Besonders unter den Frauen gibt es Gestalten, deren Physiognomie der von Kaukasierinnen sehr nahe kommt. Das Haupthaar ist dunkel, weniger intensiv schwarz als bei den Chinesen. Die Augen sind dunkelbraun, bei vielen hellbraun. Auch wasserblaue Augen habe ich vereinzelt gesehen. Die Augenstellung ist unchinesisch, ganz der unsrigen ähnlich. Die Nase ist im allgemeinen höher als bei Chinesen. Wir sehen Yautse, die in europäische Kleidung gesteckt völlig als Europäer gelten würden.

Jedenfalls sind sich alle, die die Yautse näher kennen gelernt haben, darüber einig, dass ein starker Einschlag arischen Blutes bei ihnen vorhanden ist.

Die Körpergrösse entspricht der des Chinesen. Die Muskulatur ist vorzüglich ausgebildet. Ihr Gang ist elastisch und sicher. Ob sie bergauf oder bergab steigen, beides macht den Eindruck völliger Mühelosigkeit. Die Frauen sind in den Hüften im allgemeinen breiter als die Chinesinnen. Einzelne haben ein länglich ovales Gesicht mit vorzüglicher Farbenverteilung. Ihre Brüste, die sie in der heissen Jahreszeit unbedeckt lassen, sind stark entwickelt. Sie erscheinen höher angeordnet als bei ihren chinesischen Schwestern.

Die Li Yautse, Männer wie Frauen, tragen weder Schuhe noch Sandalen. Allenfalls legen sie solche nach dem Bade an, um die Füsse sauber zu halten. Das härteste und schärfste Gestein scheint keinen Eindruck auf ihre Füsse machen zu können. Auch über Dornen und durch Gestrüpp schreiten sie mit grosser Sicherheit.

Die Haartracht der Männer stammt noch aus der T'angdynastie. Das junge Volk schneidet sich das Haar kurz, und lässt sich den Vorderkopf nach chinesischer Weise rasieren. Ich habe keinen einzigen Zopf entdecken können, die alten Herren haben das Haar hinten in einem Knoten gebunden.

Auffallend schwach ist der Bartwuchs der Männer. Dazu wird er mit allen Mitteln unterdrückt. Der Jüngling schämt sich, sobald der Flaum unter seiner Nase sich bemerkbar macht. Die jungen Haare werden sorgsam ausgerissen. Wie es mir scheint, geht die Abneigung gegen Bärte von den Frauen aus. Wohl bei keinem Volk auf der Welt spielt aber die Frau eine so grosse Rolle wie bei den Yautse. Nur sehr alten Leuten (70-90 Jahre) sieht man den Bartwuchs nach.

Mir ist auf meinen Reisen bei den Yautse nur ein alter Mann mit gutem Bart begegnet. Dieser aber war, wie ich nachher erfuhr, kein Yautse, sondern ein Chinese, der Grund gehabt haben muss, bei den Yautse eine Zuflucht zu suchen.

Die Haartracht der Frauen ist sehr eigentümlich und kunstvoll. Nachdem des Haar gewaschen und geglättet ist, wird es hinten auf dem Scheitel zusammengenommen. Durch Wachs, Harz und Oel wird es zu einer 5 Zoll hohen kleinen Säule geformt, in welche die Hauptstütze des Bambusgestelles der Mütze eingeflochten wird. Das Gestell ist unten mit weissem, darüber mit schwarzem Stoff bespannt. Nur ein kleiner Saum des weissen Stoffes darf unter dem schwarzen hervorschauen. Die Mütze hat von vorn gesehen etwa folgende Form: die Breite von *a.* bis *b.* beträgt etwa 37 ctm., von *a.* bis *c.* etwa 30 ctm. Die beiden Seitenflächen laufen hinten zusammen. Oben über das Gestell ist ein besticktes Tuch gespannt. Diese Mütze soll der Frau die Gestalt einer Hündin verleihen. Und in der Tat, es gehört nicht viel Phantasie dazu eine Ähnlichkeit heraus zu finden.



Seitenform.

Diese Mütze sitzt sehr fest auf dem Kopfe. — Da ihre Herstellung fast einen halben Tag in Anspruch nimmt, so machen ärmere Leute höchstens jeden Monat einmal die Frisur. Sie schlafen in der Mütze. Wohlhabende Yautsefrauen erneuern jeden Monat zweimal die Frisur. Sobald das Mädchen mannbar wird, muss es diese Mütze tragen.



Auch die Männer tragen ein Tuch um den Kopf. Es wird turbanartig herum geführt, hinten verschlungen, dann werden die beiden Enden über den Ohren hindurchgesteckt, so dass die beiden Zipfel wie 2 Hundehoren hervorschauen. Das Kopftuch der Männer ist fast immer bestickt.

Frauen wie Männer, auch schon Mädchen und Knaben, tragen Ohrringe. Sie sind stets aus Silber und haben die Form eines Triangel. Die Reichen tragen sie gern mit Verzierungen. Bei den meisten Stämmen schenkt der Vater der Braut seinem Schwiegersohn zur Verlobung ein Paar Ohrringe. Früher war es Sitte, dass der Mann

nach dem Tode seiner Frau beide Ohrringe in einem Ohr trug. Jetzt scheint die Sitte um sich zu greifen, beim Tode der Frau die Ohrringe so lange abzulegen bis man sich wiederverheiratet.

Auch Fingerringe werden gern getragen. Meist sind es Geschenke, die sich Männer und Frauen aus gegenseitiger Zuneigung machen. Die Kinder tragen als Schutzmittel gegen böse Geister allerlei Amulette. Knochen und Krallen von wilden Tieren, Steine, Geld u.s.w. sind am meisten vertreten. Meist sind sie auf einen Silberdraht gereiht, der dem Kinde um den Hals gelegt wird. Tätowieren ist ungebräuchlich bei dem Volke.

Die Kleidung der Yautse.

ist im Grossen und Ganzen so, wie sie während der Ming und T'ang Dynastie gewesen ist. Das tritt sehr deutlich zu Tage bei ihrer Festkleidung. Der lange, etwa bis zu den Knien reichende, auf dem Rücken und der Brust mit je einer 8 x 8 Zoll grossen, sehr sauber gearbeiteten Stickerei versehene, dunkle Rock, wird vorn mit goldnen oder silbernen Haltern, die wie breite Schnallen aussehen, zusammengehalten. Die Stickerei ist fünffarbig. Man findet keine grellen, sondern für unsere Augen sehr angenehme, Farbenkontraste. Als Vorlagen zur Stickerei gelten Blumenmuster oder quadratische Figuren. In der die Hauptstickerei umgebenden Borte kehrt das Hundemuster immer wieder. Der Festtagsrock der Frauen ist dem der Männer sehr ähnlich.¹ Ein wichtiges Stück der Festkleidung ist der 3 Zoll breite prachtvoll bestickte Gürtel, der bei Reichen durch eine kostbare Hakenschnalle zusammengehalten wird. An dem Gürtel hängt eine bestickte Fächertasche. In ihr trägt der Mann und Jüngling ein Messer und ein Paar Essstäbchen. Eine Troddel aus 5 gestickten Schnüren, die mit gutem Geld geziert sind, baumelt lustig hin und her.²

Die Alltagskleidung ist sehr einfach. Bei Reichen und Armen ganz gleich. Sie besteht aus einer Jacke und einem schmuck-

¹ In alter Zeit trugen die Frauen und Mädchen am Saum des Kleides silberne Glöckchen.

² Die Art der Stickerei ist völlig unchinesisch. Sie erinnert viel mehr an indische oder armenische Stickerei. Die Stiche sind sehr klein. Die Arbeit ist ungeheuer mühsam und verlangt gute Augen. Die Bräute sticken bereits für ihre Verlobten. Bestickt sind: Kopftuch, Hüftentuch, als Gurt zu gebrauchen, und der Einsatz auf Brust und Rücken.

losen Beinkleid. Im Winter ziehen sie alles an, was sie haben. Die Frauen tragen kein Beinkleid. Ein $1\frac{1}{2}$ Fuss langer und 5 Fuss breiter dunkler Stoffstreifen wird um die Hüften gewunden, so dass er den Eindruck eines kurzen Röckchens macht.

Die Waden werden häufig mit einem Stoffstreifen fest umwickelt. Das gibt den Waden Halt und soll gesund sein, meint der Yautse.

Ich will gleich an dieser Stelle eine Sage mitteilen, die sich auf das Tragen der Rockschrürze bezieht. Sie wurde mir von der Frau meines Wirtes erzählt und mit viel weiblicher Koketterie vorgetragen.

„Am Anfang der Tage beratschlagte das erste Ehepaar mit einander, wer den Himmel verwalten und wer die Erde besorgen sollte. Der Mann liess der Frau die Wahl und sie entschied sich für die Verwaltung des Himmels. Der Mann hatte Bedenken dagegen, da die Frau keine Beinkleider, sondern nur eine Rockschrürze trug. „Gegen dein Emporschauen will ich mich sichern. Sobald du die Augen erhebst, steche ich dich.“ So schuf sie eine Feuerkugel, deren Strahlen dem Manne die Augen blendeten, sobald er sie gen Himmel richtete.“

Die Frauen tragen über der Jacke ein Tuch um die Hüften. In dieses Tuch wickeln sie ihre nötigsten Dinge, Nähereien und Stickereien, Messer oder Scheren. Dieses Rückenpäckchen erinnert sehr an die Japanerinnen. Da auch die Männer manches haben, was an Japaner erinnert, so hat schon mancher Ausländer die Frage erwogen, ob die Yautse mit den Japanern verwandt sind. Wir überlassen die Entscheidung darüber, wie überhaupt die Hypothesen über ihre Abstammung, den Anthropologen von Fach.

Die Frauen tragen bei der Feldarbeit ihre kleinen Kinder auf dem Rücken, ganz ähnlich wie die Chinesen. In diesem Falle tragen sie unter dem Kinde ein etwa 30×30 ctm. grosses Stück gegerbtes Rindsleder. Wenn sie in gebückter Stellung arbeiten, so gleicht dies Leder einem Dachvorsprung, der die Kleider der Mutter sauber erhält.

Chinesische Oelpapierschirme, wie solche aus dem Ausland, sind in Gebrauch.

Die Wohnungen der Yautse.

Im Grossen und Ganzen gleichen die Wohnungen der Yautse den Wohnungen der Chinesen auf dem Lande. Zunächst

ist das Bergland nicht geeignet zur Anlegung von grossen Dörfern mit regelmässigen Strassen. Man redet auch nicht von „Dörfern“ sondern von Tälern und Taleinschnitten. Dennoch sind die einzelnen Wirtschaften so nahe als möglich zusammengedrückt. Wenn es von *einem* Volk gilt, so bestimmt von den Yautse, dass jeder unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnt. Um das Haus herum liegt ihr Anwesen. Die Häuser der Wohlhabenden, und das sind 80 vom Hundert, sind aus getrockneten Erdziegeln errichtet, oder aus Lehm gestampft. Sie sind mit gebrannten Dachziegeln gedeckt. Die der Armen sind aus Bambus oder Holz errichtet und mit Lehm beworfen, und mit Gras gedeckt. Die Allerärmsten begnügen sich mit Höhlen.

Auch die innere Einrichtung ist je nach dem Reichtum des Besitzers verschieden. Wir haben Häuser gefunden, die sehr hübsch und bequem waren. Vorhanden waren: ein Raum im Zentrum des Hauses, mit dem Geisterthron. In ihm standen Stühle zu beiden Seiten. Zugleich diente er als Essraum. Ein ebenso grosser Raum stellt zugleich Wohnzimmer und Küche dar. Der grosse Herd liegt mitten im Zimmer. Einen Schornstein gibt es nicht. Daher ist dieser Raum wie das ganze Haus sehr verräuchert. Wo der erstgenannte Raum fehlt, wird in der Küche gegessen. Ueberhaupt kann man den Raum mit dem Herde den Universalraum nennen. Die ganz Armen haben im Ganzen nur *einen* Raum. Sie schlafen auch noch darin. Die Bessergestellten, zu denen meine Wirte gehörten, haben ein besonders Schlafzimmer, mit daran angrenzender grosser Badestube. Die Wasserleitungen der Yautse sind ebenso einfach wie praktisch. Ein Bächlein wird in Bambusrinnen in die Küche geleitet, und zwar gleich in den Kessel. Durch eine Drehung der Rinne kann es hier und dorthin geführt werden. Auch der Herd zum Kochen des Wassers ist in dem Badezimmer. Die Yautse baden oft, aber sie waschen leider ihre Kleider selten oder garnicht.

Das Schlafzimmer des Hausherrn wird mit Vorliebe über dem Kuhstall angelegt. Das lässt sich gut machen, wenn das Haus am Berge liegt. Dadurch ist das Schlafzimmer im Winter sehr warm und der Wirt kann sich jederzeit durch Aufklappen eines Deckels von dem Wohlbefinden seines Viehes überzeugen.

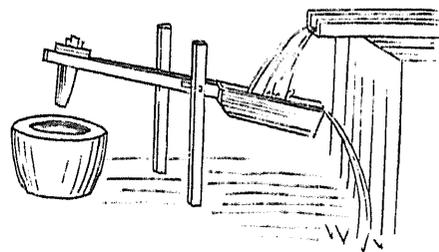
Der Schweinestall befindet sich fast in allen Fällen ausser dem Hause, — sei es gegenüber, oder sich daran anschliessend. Er ist nach dem System der Blockhäuser gebaut, und mit Dachziegeln

eingedeckt. Der Hühnerstall ist im Hause, oder hat im Kuhstall mit Platz gefunden.

Das Mobiliar besteht aus Tischen und Bänken. Die Armen sitzen auf sehr niedrigen Bänken, sogenannten Fussbänken, an niedrigen Tischen. Die Begüterten haben Betten, ebenso wie die Chinesen, die Armen dagegen schlafen auf einer Erderhöhung, die mit Stroh belegt ist.

Ackergeräte, Reisstampfe und ähnliches mehr, ähneln ebenfalls sehr denen der Chinesen.

Vielfach, ja meist, benutzen sie die Wasserkraft zur Stampfe. Zu erwähnen sind noch die Vorrathshäuschen, die an Wegen oder in entlegenen Tälern errichtet sind. Sie dienen zur Aufbewahrung von Getreide, Kartoffeln u.s.w. oder werden während der Feldbestellung als Quartierhäuschen benutzt. Dort stehen auch einige, oder wenigstens ein eiserner Kochtopf, damit der dort nächtigende Yautse sich sein Essen kochen kann.



Nahrungsmittel.

In erster Linie ist der Reis zu nennen. Wer sich ihn leisten kann, isst täglich wenigstens eine Mahlzeit. Die Reichen haben 3 Mahlzeiten. Reis wird in den Bergen von ihnen selbst angebaut, oder von Chinesen gekauft. Ebenso viel wie Reis wird Hirse und Mais, auch Kaffernkorn genossen. Auch süsse Kartoffeln und Taro werden viel angebaut. Die Yautse sind grosse Liebhaber von Fleischkost. Sie verschmähen nichts. Das gefallene Vieh, welches den Chinesen bereits zu sehr riecht, geniessen sie mit Vergnügen. Oft schon haben sie sich dadurch Seuchen zugezogen, aber der Appetit nach Fleisch ist grösser als die Furcht vor Krankheit. Rindfleisch ziehen sie dem Schweinefleisch vor. Sie werfen es eine kurze Weile auf das Kohlenfeuer, oder in glühende Asche, dann essen sie es halbroh. Bei grossen Festen wird ein Rinderviertel über das Feuer gehängt und so geröstet. Jeder schneidet sich dann nach Belieben grössere oder kleinere Stücke ab. Hühner werden durch Halsschnitt getötet, dann werden die Federn am Feuer abgesengt. Man wälzt es einige

Male in der glühenden Asche. Nachdem es denn abgewaschen ist, wird es ausgeweidet, nochmals über das Feuer gehalten und verspeist. Man kocht es aber auch mit Keimbohnen oder andern Gemüse zusammen. Kurz und bündig gesagt, die Yautse essen alles war kreucht und fleucht, auch Schlangen. Sie benutzen Stäbchen zum essen, wie die Chinesen. Wie wir oben sagten, führt jeder sogar seine eignen Stäbchen mit sich. Es ist mir nichts davon bekannt geworden, ob die Yautse Anthropophagie treiben.

Die grossen religiösen Feste der Yautse, wie die Feier von Hochzeiten, Grossjährigkeitserklärung, Erteilung des Vollbürgerrechts, werden durch grosse Gastmähler ausgezeichnet. Fast ununterbrochen wird 3 Tage lang getafelt und gezecht. Der grosse Unterschied zwischen Chinesen und Yautse tritt dabei sofort zu tage. Erstere trinken eigentlich nur vor dem Essen. Sobald der Reis kommt, hört das Trinken auf. Die Yautse machen es darin wie die Europäer, sie essen und trinken abwechselnd bis zum Schluss. Männer und Frauen essen miteinander, Gelegentlich lassen sie eine Pause eintreten, die durch Gesang, Wechselgesang und Reden ausgefüllt wird. Meist sind es Frauen oder erwachsene Mädchen, die den Gesang beginnen. Sie fordern ihren Liebhaber durch neckende oder klagende Worte heraus. Meist besingen sie die irdische, sinnliche Liebe, die Sehnsucht nach gemeinsamem Glück. Tosender Beifall ertönt, bis man wieder weiter essen kann.

Zu gewöhnlichen Zeiten leben sie sehr einfach und dürftig. Das grüne Gemüse wird meist nur mit Wasser und etwas Salz angerührt. Etwas getrockneter Fisch und Bohnenkäse, der eigentlich nur für Yautse zubereitet wird, gilt schon als Hochgenuss.

In den Bergflüssen leben eine grosse Anzahl kleiner Fische. Wie sahen, wie ein Yautse mit deutschen Dynamitpatronen Fische tötete, dann untertauchte und die betäubten Fische an die Oberfläche brachte. Wilde Menschen, d. h. Affen, Tiger, Wildschweine, Stachelschweine, Rehe, Hirsche, Schakale, was es auch für ein Tier sein mag, alles wandert durch ihren Magen. Auch an essbaren Kräutern und Wurzeln ist die Heimat der Yautse reich. Dagegen ist die Obstkultur, selbst die des chinesischen Obstes, sehr vernachlässigt worden.

Ackerbau und Industrie.

Die Yautse sind durch Not Ackerbauer geworden. Jagd und Krieg entspräche ihrer eigentlichen Natur mehr. Trotzdem haben

sie es im Ackerbau weit gebracht. Bis hinaus zu den höchsten Bergen, die oft in steilem Winkel abfallen, haben sie ihre Hirse- und Maispflanzungen angelegt. Wo man Wasser hinleiten konnte, liegen die Reisfelder, die allerdings nur *eine* Ernte pro Jahr abwerfen. Die Felder liegen oft 1–2 deutsche Meilen weit von ihrem Hause ab. Die Familie siedelt deshalb sowohl zur Feldbestellung, wie zur Ernte, in die Vorrathshäuschen über. Auch der geerntete Reis wird dort aufbewahrt, bis man Zeit hat ihn heim zu schaffen. Sie benutzen den chinesischen, ganz einfachen Pflug. Er wird bei Wohlhabenden von einer Wasserkuh, bei ärmeren von einer Bergkuh gezogen. An Dünger fehlt es sehr. Kalkdüngung ist bekannt, aber teuer. Grade die Hochgebirge weisen wenig Kalk auf. Die Reichen vermieten ihre Kühe an Arme und erhalten dafür gute Bezahlung. — Die Yautse haben keine Ahnung von der Verwendung der Kuhmilch.

Man könnte das Yautse-Territorium einen sozialistischen Musterstaat, in vieler Beziehung, nennen. Die Feldarbeit wird von den Dorfleuten gemeinsam verrichtet. Heute arbeitet man hier, morgen dort. Beim Dorfvorsteher fängt man an. Wer doppelte Arbeitskräfte stellt, hat die Arbeiter demgemäss länger. Die Arbeiter scheuen die Morgenfrische. Man geht erst nach dem Morgenreis an die Arbeit. Ein Frühstück nimmt sich jeder mit —, und bei eintretender Dämmerung ist man wieder daheim. Da arbeiten Männer und Frauen neben einander. Wir kommen später noch darauf zu sprechen, dass der zu freie Verkehr der Geschlechter der Krebschaden des Yautsevolkes ist. Hausvater und Hausmutter besorgen gemeinsam die Hausarbeit. Wir haben längere Zeit Gelegenheit gehabt das Familienleben zu beobachten. Das machte einen musterhaften Eindruck. Die Hausfrau kochte das Futter für die Schweine, der Mann aber trug die schweren Eimer hinaus und fütterte die Schweine. Jede schwere Arbeit nahm er seiner Frau ab. Das ging so friedlich und fröhlich im Hause zu. Der Mann hatte noch 2 Nebenfrauen, die auch an die Arbeit gehen mussten. Die erste Frau war, trotzdem dass sie keinen Sohn hatte, die Hauptperson im Hause. Um 9 Uhr früh liess der Hausvater Hühner, Enten und Gänse frei. Er fütterte sie auch. Während seine Frau den Reis für die Gäste kochte, bereitete er das Zugemüse zum Reis. Die Frau enthülste nach dem Essen Reis auf der Handmühle, aber ihr Mann trug ihr die schweren Körbe.

Durch Ackerbau allein konnte sich das Volk nicht ernähren.

Es musste versuchen sich andre Hilfsquellen zu erschliessen. Raub und Kriegszüge hatten fast gänzlich aufgehört. Das Rauben und Stehlen bei Talbewohnern kann auch nicht zu schlimm getrieben werden. Jagd und Fischfang werfen auch nicht mehr genug ab. Deshalb musste man *Industrie* einführen. Dank derselben finden die Yautse ihren auskömmlichen Lebensunterhalt.

Da die Gebirgstäler dichte Waldungen aufweisen, so lag der Gedanke nahe, diese auszunutzen. Das Bedürfnis der Chinesen, die mit dem Holzvorrat der Vorgebirge bereits gründlich aufgeräumt hatten, kam den Yautse entgegen. So fällten sie Bäume, Tannen und Hartholzbäume, und sägten daraus Bretter, die sie an den Markttagen hinunter trugen in die chinesischen Märkte. Sie fanden reissenden Absatz. Heute werden allein in Guiten an jedem Markttag¹ viele 100 □ Meter Bretter verkauft. Auch die starken Sargbretter kommen zum grössten Teil aus den Yautsedistrikten. Beim Handeln müssen sich die Yautse, Männer wie Frauen, manchen Puff und Stoss, manchen „squeeze“ gefallen lassen. Das tun sie gern, wenn sie nur ihr Geld erhalten. Sie haben die Genugtuung, dass sie Särge für Chinesen zimmern und dafür noch bezahlt werden. Die Chinesen meinen, der Yautse sei ein tiefer stehender Mensch, der sich nichts aus schlechter Behandlung mache. Darin irren sie. Jede äusserliche Kränkung empfindet der Yautse sehr tief.

Auch Bänke und Tische werden gezimmert und verkauft. Die Rinde des Bambus wird geschält und als Bast verkauft, ebenfalls ein einträgliches Geschäft. Aus Hartholz werden Zähne für die Reismühlen gespalten. Aus Bambus Esstäbchen und Räucherstäbchen zugerichtet. Tragstangen werden geschnitzt, und Stämme des harten Eisenholzes werden zugerichtet und teuer verkauft. Medizinische Kräuter, zum Teil sehr teure, werden gesucht und im Ganzen, andre wieder zu Pulver gemahlen, verkauft. Die Blätter des Hefestrauches werden gesammelt und als der beste Hopfenersatz an Chinesen gegeben. Beeren, Bergobst, z. B. Birnen, Pfirsiche werden verhandelt. Ein guter Groschen wird auch verdient durch den Handel mit Bambussprossen. Eine lebhaftere Industrie ist die Seilerei geworden. Die Bastpalme erreicht in 7–8 Jahren eine Höhe von 5–8 Metern; dann wird sie umgeschlagen und der Bast abgeschält. Aus ihm werden Stricke gedreht und verkauft. Diese Industrie und der

¹ In je 10 Tagen werden 2 Markttag abgehalten.

Handel mit den Chinesen ist für die Yautse Lebensbedingung geworden. Sie könnten ohne dieselben wohl kaum bestehen. Dass die Yautse, auch wenn sie siegreich waren gegen die Chinesen, immer so schnell bereit waren Frieden zu schliessen, geschah aus dem Bewusstsein heraus, dass sie sich selbst am meisten schaden, wenn sie die Märkte nicht mehr besuchen dürfen. — Die Yautse dagegen handeln von den Chinesen ein: Reis—vor allem Salz, Stoffe zu Kleidern, Fleisch und hundert andere Dinge. Salz gilt als Geld im Innern. Es sind ungeheuere Salzvorräte im Innern der Berge aufgestapelt. Man sagt, so viel, dass die Yautse eine Belagerung von 10 Jahren aushalten können. Das Salz muss zu diesem Zweck besonders präpariert sein. Es wird in eisernen Kesseln getrocknet und dann so verpackt, dass kein Luftzug dazu kann. Auch grosse Reissvorräte sind vorhanden. Mir wurde 20 Jahre alter unenthülster Reis gezeigt. Er soll seine Nährkraft völlig behalten. Man sieht daraus, dass die Yautse mit allen Eventualitäten rechnen. Auch die Chinesen rechnen ab und zu damit. Bei jeder Revolution fragt man bang: „wie werden sich die Yautse dabei verhalten“? Die Yautse bei Lienchow sind mit den modernsten Gewehren bewaffnet. Sogar rauchloses Pulver hat seinen Weg schon bis zu ihnen gefunden.

Die Yautse sind ein fleissig arbeitendes Volk geworden. Sobald die Frauen ihre Last abgelegt haben und das Kind vom Rücken der Mutter an die Brust gezogen worden ist, nehmen sie ihre Stickerei vor und arbeiten, bis sie wieder heimziehen. Auch während sie mit den Männern beim Essen sitzen und den Reden zuhören, auch wohl mitreden, ziehen die Finger Stich um Stich.

Jagd.

Die Yautse sind grosse Jäger. Ich sass mit meinem Wirt, der ein Gelehrter und Priester war, am Tisch,—wir assen. Da gackerten draussen die Hühner. Ein einziger Ruf der Frau ertönte. Mein Wirt war, ehe ich mich des versah, verschwunden. Ich ging sofort hinaus, da kroch er bereits einige 100 Meter weit vom Hause entfernt mit brennender Lunte und schussbarem Gewehr im Gebüsch herum. Die Luntengewehre mit den langen Läufen sind inländisches Fabrikat, aber sie tragen verhältnismässig weit. Der Yautse besitzt das Auge eines Adlers und die Ruhe einer Steinsäule. Trotz der dichten Wälder kann sich ein Raubtier im Yautse-Gebiet nicht lange halten. Ab

und zu verirrt sich ein Tieger dorthin, der kaum noch einmal herauskommt, höchstens tot, und dann an Chinesen verkauft wird. Auf den höchsten Felsengebirgen lebt eine Art Steinbock. Mein Wirt hat allein schon über 20 solcher Tiere zur Strecke gebracht. Das Wildschwein gilt mit als das gefährlichste Wild, aber die Yautse jauchzen vor Freude, sobald sie einem begegnen.

Mit Gewalt und List stellen sie den grossen Affen nach. Es gibt zwei Arten von ihnen, die bis 40 Pfund schwer werden. Man fängt sie in Gruben mit Falltüren, oder in Käfigen, in denen ein Lockaffe eingesperrt ist. Man fängt sie auch dadurch, dass man ihnen eine Schaukel, die über einem Teich angebracht ist, errichtet. Aus einem Versteck kann die Schaukel durch einen verborgenen Strick herabgerissen werden. Der Affe, der sich im Wasser sehr ungeschickt anstellt, wird leicht überwunden und gefesselt. Man fängt sie auch dadurch, dass man sie betrunken macht und dann in ihrem Rausch fesselt. Zu diesem Zweck stellt man in Affenrevieren starken Wein mit betäubenden Ingredienzien auf. Die Stachelschweine und Hamster werden aus der Erde gegraben, und den Fuchs ereilt das tödliche Eisen, den Adler bringt die sicher treffende Kugel zur Erde. Die Yautse sind auch gute Schwimmer. Sie tauchen mit grosser Geschicklichkeit in das eiskalte Wasser hinab, um die an den Felsen klebenden Fische abzulösen, oder die durch deutsches Dynamit betäubten Fische heraufzuholen. Auch mit Angeln und Netzen stellen sie den Fischen nach.

Auch im Klettern leisten die Männer Grosses. Schwindel kennen sie gar nicht. Es kommt oft vor, dass Männer auf Bäumen übernachten. Sie fallen auch im Schlaf nicht herunter.

Die Sozialen Einrichtungen der Yautse.

Dem Gemeindewesen der Yautse steht in jedem Tal oder Dorf der Aelteste, der Angesehenste, der zugleich der Reichste und wissenschaftlich Gebildetste ist, vor. Dieser Mann vereinigt in seiner Person gewissermassen das priesterliche, prophetische und königliche Amt. Er ist Leibes- und Seelenarzt. Ich habe auf 3 Reisen jedes mal im Hause eines solchen Mannes gewohnt und war verwundert, welche Macht, welches Ansehen diese Männer genossen. Dennoch trugen sie für gewöhnlich keine bessern Kleider als die andern Talbewohner. Diese Vorsteher

werden Yau-kap genannt. In jedem Tal ist mindestens einer, oft aber mehrere von diesen Volksleitern. Ihm gegenüber hat der von der chinesischen Regierung eingesetzte Beamte kaum irgend welche Bedeutung. Oft wenn ich mit den Männern etwas verhandeln oder beraten wollte, wurde mir die Antwort: „das können wir nicht sagen, da müssen wir unsern „Edlen“ oder Aeltesten fragen. Was der bestimmt, tun wir.“ Da war Niemand, der sich ihm nicht willig gefügt hätte. So mag ABRAHAM unter seinen Volksgenossen gelebt und regiert haben. Vor ihn werden alle Streitigkeiten gebracht. Hat Jemand eine Sache, so wendet er sich zuerst an den Vorsteher. Durch ein Stückchen Betelnuss und Vortragen der Sache erfolgt die Bekanntmachung. Der „Edle“ setzt den Tag der Verhandlung fest, — und alle stimmberechtigten Männer eilen herbei. Die Stärke der Yautse beruht auf ihrer Einigkeit und Gemeinsamkeit. Sobald sie dies vergessen, sind sie verloren. Aus diesem Grunde können sich die kleinen Yautse-Kolonien nicht gut halten. Sie haben keinen Rückhalt an der Gemeinde. Der Urteilspruch in jedem Falle wird von dem Vorsteher ausgegeben, und die Gemeinde stimmt zu. Wird der Urteilspruch ausgeführt, z. B. Tod verhängt, so geschieht das wiederum von der ganzen Gemeinde. Wir kommen darauf näher zu reden bei der Behandlung des 7. Gebots. Hat eine Sache etwas mit der chinesischen Regierung zu tun, so wird sie an den von ihr bestimmten Beamten weitergegeben.

Dem „Edlen und Priester“ liegt es auch ob, die Heiligtümer des Volkes zu hüten. Er pflegt die Tradition, und leitet die grossen Volksversammlungen an den nationalen Festtagen. Er vollzieht die Grossjährigkeitssprechung der Jünglinge und verleiht das Vollbürgerrecht an die Bewerber. Er besitzt auch Macht über die Geister, ja er sagt zuweilen die Geschicke des Volkes voraus.

Konfirmation.

Sobald der Jüngling das 16. Lebensjahr vollendet, findet eine Art Konfirmation statt. Der Meister resp. Gelehrte oder Edle wird gerufen, der die „Himmlichen“ für ihn anruft und die „Irdischen“ zufriedenstellt. Der Jüngling wird gesegnet, um ihn gefeit gegen das Böse zu machen. Es ist mir nicht gelungen zu erforschen, ob irgend etwas wie eine Beschneidung damit verbunden ist.

Bei allen Amtshandlungen des Priesters spielt das als tauistische Horn bekannte Instrument eine Rolle. Bei jeder wichtigen Meldung an die „Himmlichen“ wird es geblasen. Die Konfirmation wird in einem Erlass, der an das betreffende Haus angeklebt wird, bekanntgegeben. Wir haben uns die Mühe gegeben eine solche Bekanntmachung zu übersetzen. Es ist ungeheuer schwer hinter den wahren Sinn zu kommen. Wohl sind es chinesische Zeichen, aber der tüchtigste chinesische Buchleser steht ratlos vor ihnen.

Der Erlass lautet:

ZUR GROSSJAEHRIGKEIT DES SOHNES.

„Am Nordpol vernichtend das böse Zeugnis und vom „Opfertisch erlangend den Grossjährigkeitsschein! Seit dem „Anfang der Tage kehrt der höchste Gott bei seiner Gemeinde „ein und sendet seine Befehle und Zeichen. Der König voll- „zieht dieselben. Er fliegt nach Kwangtung, Kwangsi, Kwang- „nam und Kwangpet und an jeden Ort 120 MI. im Umkreis. „Der grosse Tempelgeist ist mit ihm. Bringt herzu den schuldigen „Tribut, die Steuern und den Pferdesold. Die Nachkommen „sollen diesen Befehlen gehorchen.

„Der höchste Gott erlässt ein Gesetz. Er sendet aus seine „20,000 Heerscharen es zu vollziehen. Sie ziehen aus zu „vernichten die Pest und Krankheitsgeister, damit sie nicht „wandeln auf ihnen verbotenen Wegen.

1. Er sendet seine Heerscharen, den schuldigen Tribut zu fordern.
 2. Er sendet die Heerscharen, den „Kommenden“ anzu- melden.
 3. Er sendet sie, auszuschütten das Füllhorn irdischen Glücks an allen Orten der Kwangtung-, Kwangsi-, Kwangnam- und Kwangpet-Provinzen. Sie richten zu die Rosse und Wagen, um zur Einnahme des Tributs bereit zu sein. Sie vertreiben das Böse, damit es nicht Unglück gebäre.
- Jeden Ungehorsamen kennt der höchste Gott!

GEZEICHNET:

Tseusungtung (Name eines Beamten des höchsten Gottes).

„Es ist gemäss diesem Befehle zu handeln und nichts zu versäumen. Dieser Befehl ist zu senden an alle Altäre.
„Dies der Befehl des höchsten Gottes an Gungchow Dschu.

Im Jahre . . . (stand kein Datum dabei.)

Der „Edle“ wird für alle Amtshandlungen bezahlt. Das scheint ja auch der Kern des göttlichen Gebotes durch den Priester an den nun erwachsenen Mann, dass er seine Pflichten gegen Staat und Priester erfüllen möge, wenn er anders auf Glück hoffen wolle.

Ernennung zum Vollbürger.

Ein Yautse wird nicht als Vollbürger geboren. Nur der Vollbürger hat das Recht zu wählen und unter den Grossen als Grosser seine Stimme zu erheben. Nur er hat das Recht, auf dem Rücken und der Brust die Stickerei-Einlage zu tragen. Diese Ehrung kommt in mancher Beziehung einer Ordensauszeichnung in europäischen Ländern gleich. Die Anmeldung zu solcher Aufnahme als Vollbürger erfolgt wieder beim Meister oder „Edlen.“ Liegt nichts Ehrenrühiges gegen den Mann vor, so wird das Essen angenommen und der Mann ist damit von allen als ebenbürtig anerkannt. Da zu dem Essen alle Vollbürger des Tales erscheinen müssen, so ist dies eine grosse Ausgabe und kostet oft 2–300 Dollar.

Neben Geld, das für den Meister in rotes Papier eingewickelt wird, erhält er Schweinefleisch. An grossen Festen:

Landes Buss- und Betttag . . .	12 Katti (Pfd.).
bei Hochzeiten	3 Pfd.
bei Begräbnissen.	3 Pfd.

Die hohe soziale Stellung der Frau.

Was uns bei den Yautse sofort auffällt, ist die gute Behandlung der Frau. Sie ist dem Mann nicht untergeordnet, sondern völlig gleich gestellt. Der Mann teilt Ehren und Freuden mit ihr. Sie sitzt mit ihm an einem Tisch. Sie darf sozusagen tun und lassen, was sie will. Schlechte Behandlung der Frau kommt so gut wie gar nicht vor. Die Frauen und Bräute werden mit grosser Zartheit behandelt. Wenn die Frau roh behandelt wird, darf sie ihren Mann verlassen und im Hause eines andern Mannes

Zuflucht suchen. Der eigene Mann hat keine Macht sie zurück-zuholen.

Wir haben wirklich äusserst zärtliche Beziehungen zwischen Eheleuten beobachtet. Der Mann liess die Frau vorangehen. Er räumte ihr die Steine aus dem Wege, öffnete ihr die Tür, gab ihr die besten Bissen, trug ihre Last u.s.w. Die Frau geniesst zu grosse Freiheiten, die leider böse Folgen haben müssen, doch davon später.

Verlobung und Verheiratung.

In alter Zeit, so erzählen die Yautse, verlobten sich die Liebenden erst, nachdem sie sich genau kannten, unter Zustimmung der Eltern. Damals wurde kein Geld, sondern nur eine Ehrengabe an den Vater der Braut entrichtet. Jetzt hat die chinesische Sitte der Kinderverlobung Eingang gefunden. Indes die kleine Braut bleibt im Hause ihrer Eltern bis zum Tage der Hochzeit. Vor dem 16. Jahre wird kein Mädchen verheiratet. Die Verlobung wird nicht schriftlich, sondern nur mündlich abgemacht. Ein gemeinschaftliches Essen besiegelt den Vorgang. Die Verlobten dürfen mit einander verkehren und sich besuchen. Sie machen sich Geschenke: Fingerringe, Ohrgehänge, Esswaren, Seide und andere Nähutensilien. Bei Gastmählern darf sie ihren Geliebten ansingen. Die Morgengabe beträgt jetzt 1–200 Dollar, bei Armen 50–100 Dollar. Kann der Bräutigam das Geld nicht aufbringen, so gibt man sie auf Abzahlung zusammen. Es kommt nicht selten vor, dass Liebende durch ihren Gesang ihrer Sehnsucht und ihrem Schmerz so bereden Ausdruck geben, dass die Versammlung die beiden auf der Stelle Hochzeit machen lässt. Das Arrangement der Angelegenheit liegt in den Händen eines Heiratsvermittlers, der dafür belohnt wird.

Ist der Hochzeitstag herangekommen, so wird das Mädchen vom Vermittler und ihren Eltern auf Umwegen vor das Haus ihres Bräutigams geleitet. Sie muss sich in der Nähe des Hauses verbergen, — auf keinen Fall darf sie sich sehen lassen. Erst nach Sonnenuntergang darf sie das Haus betreten. Der Bräutigam erwartet sie an der Tür, ergreift ihre Hand und führt sie hinein.

In Taisauhung bei Yuinien, einem sehr stark bevölkerten Distrikt, empfängt sie neben dem Bräutigam der Priester. Er opfert ein Huhn und besprengt mit dem Blute die Türpfosten

Der Sinn dieses Opfers ist der der Reinigung, wie der der Sühne und Versöhnung.

Der Priester spricht dabei Folgendes :

„Ihr bösen Himmlischen weicht nach oben.

„Ihr bösen Irdischen weicht nach unten.

„Alles was sonst bedroht dieses Haus —

„Ein Schlag mit dem Schwert, seine Macht ist aus!

Bei diesen Worten führt er einen Streich mit dem Schwert gegen die Tür. An vielen Orten bleibt dieses Opfer fort.

Der Bräutigam führt seine Braut bis in die Mitte des Raumes vor einen Tisch. Auf demselben ist die Ahnentafel, sowie Fleisch und Wein, aufgestellt.

Die Brautleute müssen davon essen. Zuerst für sich, dann reicht eins dem andern von der Speise und vom Wein. Er trinkt aus ihrem und sie aus seinem Becher, dann treten sie vor den Altar und knien auf einer Matte nieder. Sie verneigen sich 12 mal gegen den Altar. Die Zahl 12 gilt als Symbol der Vollkommenheit. Zwölf Monate hat das Jahr, und für jeden Monat soll Segen erfleht werden. Darnach verneigen sie sich vor den beiderseitigen Eltern. Der Aelteste, oft auch der Vater, oder Heiratsvermittler, richtet nun die Frage an die Brautleute, ob sie Mann und Frau sein wollen? Diese müssen sie mit lautem ja beantworten. Daraufhin wird Beiden in kurzer markiger Rede noch einmal vorgehalten, dass dieser Bund fürs ganze Leben zu gelten habe. Dann treten die einzelnen Verwandten heran und bringen ihre Glückwünsche dar.

Wir tragen noch nach, dass vor der Tür auf jeder Seite ein Räucherstäbchen angebracht ist, vor dem Opferalter aber 5. Das ergibt zusammen die Zahl 7. Die Zahl 7 spielt im Kultus der Yautse eine grosse Rolle.

Nun beginnt der zweite Teil der Festes, das Hochzeitsessen, die Fidelitas. Dabei vergessen die Yautse alles Erdenweh und Leid. Wie glückliche Kinder erscheinen sie. Die Geschlechter sitzen durch einander. Die Liebenden finden sich zusammen. Man lacht, scherzt und ist glücklich. Ist der erste Hunger gestillt, so beginnt der Gesang. Meist ist es eine Frau, die beginnt. Sie singt den Gegenstand ihrer Sehnsucht an, — oder sie singt von der Liebe im Allgemeinen. Die Yautse haben wundervolle Stimmen. Sie singen volle Brusttöne, wundervolle Melodien mit viel

Modulationen. Meist sind es nur 2 Zeilen, höchstens 4—dann schweigt sie und wartet auf Antwort. Erfolgt keine, so singt sie weiter, dringender, klagender — und so fort bis Antwort erfolgt.

Der wunde Punkt im Leben der Yautse ist das 6. Gebot, die freie Liebe. Es scheint, als ob die Männer gar keine Eifersucht kennen, oder kein Recht haben zur Eifersucht.

Gewiss gibt es viele Ehen, wo die Liebe der Eheleute so fest und treu ist, — dass kein Teil untreu werden kann. In den meisten Ehen jedoch gehört es zur Tagesordnung, dass sie ihren Liebhaber und er seine Geliebte hat. Das führt uns zur Erwähnung der *laxen sittlichen Anschauung der Yautse*, um derentwillen sie von den Chinesen als Hunde bezeichnet werden. Männer wie Weiber huldigen der freien Liebe. Meist ist es die Frau, die des eignen Mannes überdrüssig wird. Sie verlässt ihn und geht mit ihren Sachen in das Haus eines andern Mannes. Natürlich ist es das Haus desjenigen, mit dem sie vorher schon Verbindung hatte. Es mutet uns seltsam an, dass der Mann seine Frau nicht mit Gewalt zurückführen und den „Andern“ bestrafen darf. Es ist aber so. Auch die Frau des „Andern“ hat kein Recht den Eindringling hinaus zu werfen.

Noch schlimmer erscheint es, dass der Mann die Frau eines andern Mannes im Hause, während ihr Mann zugegen ist, besuchen darf. Sie essen und trinken mit einander, gehen auch im Mondschein zusammen spazieren. Ja es wird gestattet, dass der Besucher mit ihr in einem Hause wohnt. Nicht nur das, sondern der Mann bedient den Freund und Liebhaber seines Weibes noch. Es kommt auch vor, dass eine Frau mit völligem Einverständnis ihres Mannes ihren Liebhaber besucht. Die Yautse lieben die Mondscheinpromenaden. Männer des einen Dorfes besuchen die Frauen des andern Dorfes, lustwandeln und singen mit einander, bis die Morgenröte anbricht.

Auch Polygamie ist heimisch unter den Yautse. Die erste Frau ist aber jederzeit die Hauptfrau und hat die grössten Rechte im Hause.

Sehr verbreitet ist die Sitte, dass man, falls ein Yautse keinen Sohn hat, — den Schwiegersohn als Sohn adoptiert. Bei völliger Adoption zieht er ins Haus der Braut. Er kann aber auch nur soweit adoptiert sein, dass sein erster Sohn als Kind des Schwiegervaters gilt, die andern ihm selbst gehören. Ehen unter Leuten eines Stammes sind erlaubt, doch sollen die sich Heiraten nicht näher als im 3. Grade verwandt sein.

Eine sehr verbreitete Unsitte ist die, dass ein Witwer, oder eine Witwe, falls sie keinen Sohn haben, sich einen Mann oder eine Frau zeitweilig leihen dürfen, bis der ersehnte Sohn vorhanden ist.

Bei der Arbeit im Sommer gehen die Männer oft in puris naturalibus und die Frauen nehmen durchaus keinen Anstand daran. Auch sie arbeiten nur in einem kurzen Lendenschurz. Auch sind uns auf unsern Reisen oft solche Frauen begegnet. Ich glaube aber doch bemerkt zu haben, dass das Schamgefühl nicht ganz erstorben war. Wir erwähnten das grosse Badezimmer. Oft baden Männer und Frauen zusammen. Die Frauen des Hauses gehen aus und ein, während Männer baden. Auch wenn Frauen baden, dürfen die Männer hindurch gehen, oder zuschauen. Bedingung ist nur, dass sie nicht lachen.

In der Schlafstube werden fremde Leute aufgenommen, oft schlafen Fremde mit auf demselben, oder unter dem Bett. Der Vater schläft oft mit seiner Schwiegertochter auf einem Bett.

In den Marktorten schlafen oft 50-100 Yautse in einem Raume völlig durcheinander, wie sie kommen. Daraus geht mit Evidenz hervor, dass die Yautse entweder Engel oder völlig unschuldige Kinder sein müssen, oder aber in Sünden gegen das 6. Gebot bis über die Ohren versunken sein müssen. Das ist denn auch der Fall. Verfasser hat sich lange dagegen gesträubt so furchtbare Dinge von den Yautse zu glauben, aber sie sind leider nur zu wahr.

Die Yautse und das 7. Gebot.

Das 7. Gebot: „Du sollst nicht stehlen,“ wird von den Yautse, soweit es sich um ihr eigenes Volk und um ihre Heimat handelt, sehr streng gehalten. Der ertappte Dieb, d. h. wenn ein Yautse dem andern etwas stiehlt und ertappt wird, wird mit dem Tode bestraft. Er kann auf der Stelle getötet werden, — und darnach der Fall der Gemeinde vorgetragen werden. Wird er erst angezeigt, so kommt die Gemeinde unter Vorsitz ihres „Edlen“ zusammen und hält Gericht. Nachdem die Sünde festgestellt ist, wird die Todesart bestimmt. Das Gericht über den Dieb wird von der ganzen Gemeinde ausgeführt. Verfasser kannte einen Yautse, der auf folgende Weise hingerichtet wurde. Die Gemeinde grub ein Grab etwa 5 Fuss tief. Der Gebundene wurde vor das offene Grab geführt. Die Männer waren alle mit Knütteln bewaffnet.

Damit zerschlugen sie dem Diebe Arm- und Beinknochen. Darauf setzten sie ihn ins Grab. Auch ein Hund wurde an ihn gefesselt. So wurden Mensch und Hund lebendig begraben. Der Hund gilt als Seelenhüter. Er soll verhüten, dass die Seele das Grab verlässt. An andern Plätzen werden die Diebe erschossen. Eine sehr beliebte Hinrichtungsart ist auch folgende. Der zu richtende Mensch wird gefesselt und an eine steil abfallende Felswand geschleppt. Die Männer stossen ihn, so viel ihrer nur anfassen können, zu gleicher Zeit hinab. Das nennen sie „Frösche speisen.“ Dann laufen alle so schnell wie möglich fort, weil sie fürchten, die Seele das Hinabgestossenen möchte emporkommen und einen mit hinunterziehen. Dass die ganze Gemeinde einhellig das Richteramt ausführt, geschieht wohl auch deshalb, weil sich der Einzelne fürchtet. Besonderer Wert wird darauf gelegt, dass die Verwandten sich mit an der Hinrichtung beteiligen.

Durch solche grausame Strenge haben die Yautse es erreicht, dass in ihren Bergen und Tälern tatsächlich nichts gestohlen wird. Wem seine Last zu schwer ist, der kann sie überall absetzen. Man kann sicher sein, dass jeder verlorene Gegenstand wiedergebracht wird. Verfasser hat absichtlich Einiges verloren, auch seine Uhr liegen lassen. Sie wurde ihm sicher zugestellt. Auch das vergessene Waschlappchen brachten sie wieder. Gewissermassen ist das ja auch nötig, sonst könnten sie kaum bestehen. Man muss bedenken, dass sie bei der weiten Entfernung ihrer Felder vom Hause oft gezwungen sind draussen in den Schutzhäuschen Getreide und Früchte abzusetzen, dass sie vom Markte zurückkehrend die Waren oft auf halbem Wege stehen lassen müssen, um noch ihr Haus zu erreichen, dass sie überall eiserne Töpfe und Pfannen hinstellen müssen, damit die Nächtigenden, oder dort Arbeitenden sich eine Mahlzeit bereiten können. Wird ihnen bei der Arbeit zu warm, so legen sie die Kleider an den Wegrand, um sie nach vollendeter Arbeit mitzunehmen.

Auch die Chinesen, welche als Händler oder Handwerker das Gebiet bereisen, werden sich sehr hüten das strenge Gebot zu übertreten. Sie werden aber milder bestraft, häufig nur mit einer Geldstrafe bis zu 28 Dollar.

Ein 7. Gebot kennt der Yautse leider nur in bezug auf seine Volksgenossen. In bezug auf Chinesen gibt es gar kein Stehlen. Da redet man von dem verbrieften Recht des Tribut-einforderns. Diesen Tribut sollte man den Königs-Kindern

der Yautse gar nicht vorenthalten. Schlimm genug, dass sich die streitbaren Männer noch die Mühe machen müssen, den schuldigen Tribut selber einzufordern. Das ist die wirkliche Meinung der Yautse.

Zu der Stadt Yuinien gehört ein grosses Dorf, oder Tal, Tayauhang ist sein Name. Die Männer dieses Dorfes, mehr als 300, sind weit und breit gefürchtet, nicht nur unter Chinesen, sondern auch unter den Yautse-Stämmen. Ich besuchte dieses Dorf auch. Ein chinesischer Lehrer, der bereits lange Jahre einer Schule in den Yautsebergen vorstand, geleitete mich dorthin. Trotz der Zusage der Yautse-Aeltesten, dass meinem Besuch in ihrem Tal nichts im Wege stehe, wurden nach meiner Rückkehr von dem Lehrer 30 Dollar und ein grosses Essen erpresst. Dieses Dorf hat einen grossen Namen als Räubernest und seine Männer sind sehr gefürchtet. Die Knaben üben sich im Spiel lautlos und geräuschlos an Tiere heranzuschleichen und sie zu überwinden. Es wird den Kindern beigebracht, wie unterirdische Gänge anzulegen sind. Wie man die Schweine und Kühe im Stalle zerstückelt, und das alles, ohne dass die Tiere einen Laut von sich geben. Es ist mir von vielen Chinesen bestätigt worden, dass Yautse ihre Schweine, oder ihre Kühe geraubt haben. Der Wachhund hatte nichts davon gemerkt. Sie schleichen sich in die Ställe der Chinesen ein, sei es über die Mauer hinweg oder unter der Mauer hindurch, beruhigen die Tiere, um ihnen dann mit einem einzigen Streich¹ ihres scharfen Schwertes den Tod beizubringen. Es kann auch sein, dass sie dem Tiere irgend ein beruhigendes Mittel beibringen, ehe sie es zerstückeln. In Säcke gepackt wird es dann in die Berge getragen. Sobald der Tag graut, sind sie mit ihrer Beute in Sicherheit. Es gibt unter den Yautse viel wohlhabende Leute, so auch in dem erwähnten Dorfe. Auch sie beteiligen sich ebenso an diesen Raubzügen. Daraus geht klar hervor, dass das Gewissen der Yautse in diesem Fall vollständig versagt. Sie haben keine Ahnung davon, dass sie etwas Unrechtes tun. Sie glauben, die alte Sage, dass ihr König ihren Vätern den Befehl gegeben habe ihr täglich Brod von andern zu nehmen, bezeuge ihr verbrieftes Recht, so zu handeln.

¹ Die Yautse schlagen dabei nicht zu, sie ziehen das scharfe Schwert viel mehr durch das Fleisch, so dass das Tier keinen Schmerz empfindet. Während eine Hand das Tier kraut, zieht die andre das Schwert.

Sitten und Gebräuche.

Die Yautse sind ein ungebildetes Volk. Wohl 99 von 100 sind Analphabeten. Feine Umgangsformen, oder Höflichkeitsphrasen gehen ihnen ab. Wer als Gast in ein Haus kommt, hat dort zu bleiben. Er kann nicht wieder umkehren und sich ein andres ihm besser zusagendes Haus suchen. Das wäre eine ödliche Beleidigung für die Hausbewohner.

Beim Sitzen an der Tafel unterscheiden sie nicht ersten und zweiten Platz, sondern jeder setzt sich wie es ihm passt und wohin er will. Sie nötigen auch nicht viel bei Tisch. In der Regel fordern sie nur einmal auf zuzulangen. Wer es dann nicht tut, schadet sich selbst. — Es ist überall bekannt, dass die Yautse sehr gastfrei sind. Wir sahen in dem Hause unsers Wirtes, dass jeder, der kam, sich ohne Weiteres mit zu Tisch setzte. Von viel Reden und Entschuldigungen stammeln hörte ich nichts. Für den Gast wird das Beste besorgt, was Küche und Rauchkammer aufzuweisen hat. Ihre Küche ist zugleich die Räucherzimmer. In jedem Hause fast hängen an der Decke einige getrocknete Fleischvorräte.

Falls ein chinesischer oder ausländischer Gast im Hause ist, der den Speisen der Yautse keinen Geschmack abgewinnen kann, so nimmt es ihm Niemand übel, wenn er für sich selber kocht. In diesem Fall erhält er die Zutaten geliefert, z.B. Reis, Fleisch und Gemüse. — Die Yautse lassen keine schriftlichen Einladungen zu ihren Festmählern ergehen. Das hängt wieder damit zusammen, dass die Kunst das Schreibens so wenig bekannt ist. Handelt es sich um ein „Gemeindeessen“, also ein öffentliches Zweckessen, so erhält jeder einen Anteil vom Fleisch, Reis und Bohnenkäse, oder auch Wein zugestellt.

Die Yautse sind grosse Freunde von Geschenken. Gratulationen müssen immer mit Geschenken zusammen dargebracht werden. Bei Grossjährigkeitserklärung, Geburten, Hochzeiten u.s.w. überreicht man sich stets Geschenke. Die Geldgeschenke zählt man ruhig vor dem andern auf, das ist gar keine Verletzung der Schicklichkeit.

Die Chinesen, denen es um die Kundschaft der Yautse zu tun ist, schenken ihnen eine Kleinigkeit. Das macht sie äusserst glücklich. Mag dann die Ware ruhig etwas teurer sein, das macht nichts. Das kleine Geschenk erfreut ihre Seele.

Wo die Yautse erst Zutrauen gefasst haben, da ziehen sie es so

leicht nicht mehr zurück. Es müsste dann schon etwas sehr Schlimmes vorkommen.

Die Yautse sind zuverlässig. Sie halten ihre Zusage und ihr Versprechen.¹ Haben sie eine Lieferung versprochen, so führen sie dieselbe auch sicher aus. Sie halten am gegebenen Wort fest, und lassen sich auch durch bessere vorteilhaftere Angebote nicht davon abbringen. Das sind Züge edler Naturanlage bei diesem Volk. Daneben sind sie aber wieder sehr kleinlich und eigensinnig. Wie Kinder bestehen sie darauf, dass ihnen ihre Wünsche erfüllt werden.

Sanitäre Einrichtungen.

Diese sind den Yautse völlig unbekannt. Wohl baden sie viel, wie schon erwähnt, aber das tun sie mehr instinktiv. Im Sommer lieben sie kalte Bäder. Im Fluss baden Männer und Frauen zusammen.

Die festgemachte Kopfbedeckung der Frauen und erwachsenen Mädchen muss als ein Herd für Ungeziefer bezeichnet werden. Das mit Wachs und Harz verklebte Haar verhindert jede Ausdünstung der Kopfhaut. Auch die Reinigung der Kleider lässt viel zu wünschen übrig. Gewaschen werden sie überhaupt kaum. Allenfalls taucht man sie ins Wasser und lässt sie trocknen. Ich sah indes, dass Kinderkleider gewaschen wurden, und zwar geschah dies mit den Füßen in sehr geschickter Weise.

Die ärztliche Kunst der Yautse ist minimal. Wohl kennen sie einige wunderbare Heilkräuter, die sie völlig für sich behalten. So z.B. reichte uns ein Yautse, als ich Zahnschmerzen hatte, ein Stückchen Holz. Es wurde angespitzt und an den hohlen Zahn gehalten. Die Schmerzen hörten gar bald auf. Auch Wunden und Knochenbrüche vermögen sie zu heilen. Um ihre Ratlosigkeit in medizinischer Beziehung zu verbergen, schieben sie schwere und leichte Krankheiten auf den Einfluss der bösen Geister.

Sie kennen keine Vorsichtsmassregel bei Pockenepidemien, und Schutzpockenimpfung, selbst die chinesische, durch die Nase, haben sie noch nicht eingeführt. So haben dann von Zeit

¹ Verfasser hat mit den Yautse verschiedene Kontrakte über Bepflanzen von Bergen, auch über Pilzkulturen mündlich abgeschlossen. Sie sind treu gehalten worden. Spitzfindigkeiten, um sich ihren Verpflichtungen zu entziehen, erfinden sie nicht.

zu Zeit grosse Pockenepidemien des unwissende Volk sehr dezimiert.

Man trägt die Kranken in eine Höhle, oder unter einen Felsvorsprung, und überlässt sie sich selbst. Täglich bringt man ihnen etwas Lebensmittel, dann eilt man aus Furcht vor Ansteckung schnell fort. Mir ist berichtet, dass in einer grossen Höhle zur Zeit einer Epidemie bis 200 Kranke liegen. Da kein Pfleger dabei ist, so kann man sich vorstellen, welche Hölle solch Höhlen-Krankenhaus sein muss.

Von Zeit zu Zeit werden die Toten auf einen Haufen geworfen und verbrannt.

Im grossen und ganzen grassiert wenig Krankheit in der Gebirgsgegenden. Die meisten Yautse, die ich frug, ob sie schon einmal krank waren, sagten: „Nein.“

Unter jungen Frauen und Mädchen war viel Bleichsucht zu finden.

Die Yautse-Frauen gebären in sitzender Stellung. Die Hilfe, welche nötig ist, wird von Männern, nicht von Frauen geleistet.

Wir sahen, wie eine Frau, die Fieber und Kopfschmerzen hatte, von einem Yautse-Doktor mit Massage behandelt wurde. Der ganze Körper, besonders die vitalen Teile desselben, sahen nachher schwarz und grün aus.

Tod und Begräbnis.

Stirbt Jemand, so trauert das ganze Dorf. Die Arbeit der Talbewohner ruht bis nach dem Begräbnis. Die Wohlhabenden benutzen Särge und ziehen die Toten an. Die Armen verzichten häufig sowohl auf Sarg wie auf Kleider für den Toten.

Bei Vollbürgern oder Graduierten, wie sie auch genannt werden, muss oder darf der „Meister“ (Priester) gerufen werden. Dieser betet eine Litanei und beschwört die Seele. Durch Plakat am Hause macht er den Todesfall Geistern und Menschen bekannt. Er deckt 3 Dachziegel ab und errichtet eine Himmelsbrücke. Die Konstruktion derselben ist sehr einfach. Ein Tuch wird um einen Bambus geschlungen und durch die Dachöffnung gesteckt. Dann kniet er nieder und alle Verwandten und Angehörigen mit ihm. Unter Gebet, Trommelwirbel, Blasen des Hornes, wird die Seele über die Brücke in den Himmel geleitet.

Die nicht Graduierten können auch den Priester rufen, aber

eine Himmelsbrücke baut er ihnen nicht, deshalb müssen ihre Seelen in den Hades, wo sie viel Mühseligkeiten zu ertragen haben, bis sie später auch in den Himmel eingehen dürfen.

Nach dem Begräbnis hat der Priester noch eine wichtige Handlung im Sterbehaus auszurichten. Oft fällt dies gleich mit dem Bau der Himmelsbrücke zusammen. Die Seele muss ein für alle Mal aus dem Hause geschafft werden. Das geschieht wieder durch Absingen von Gebeten. Darauf macht er die Probe aufs Exempel. Damit Niemand der Zuhörer oder Hausbewohner zweifelt, so wirft er eine Reisschüssel klirrend zu Boden. „Wenn du noch im Hause bist, so beweise es, indem du die Schüssel wieder ganz machst. Da du das nicht kannst, so wissen wir, dass du nicht mehr unter uns bist und nicht mehr zu uns zurückkannst“ und mit diesen Worten ist die Seele für immer aus dem Hause verwiesen.

Am offenen Grabe steht ein Tongefäss. Jeder Leidtragende wirft etwas Reis hinein. Das ist der Mundvorrat für den Toten. Der Reis wird mit gelber Erde untermischt. Wohl aus dem Grunde, weil er sich so besser hält. Papiergeld wird ebenfalls verbrannt.

Um Ostern herum ist das Gräberfest. Der Priester verbrennt Geldpapier an den Gräbern. Dabei gebraucht er folgende Formel: „Ich bitte nicht diesen oder jenen Geist zu erscheinen, sondern ich bitte Dich! — folgt der Name des Toten) das geopfert Geld samt den andern Geschenken in Empfang zu nehmen.“

Das Grab des gemeinsamen Urahnen ehrt man dadurch, dass sich sämtliche Talbewohner am Grabe versammeln. Fast jede Familie bringt eine Glocke oder Schelle mit, so dass ein grosser Lärm entsteht. Papiergeld wird verbrannt. Dann wird Fleisch, Reis und Bohnenkäse vor dem Grabe ausgebreitet und schliesslich unter die Anwesenden verteilt. Wer nicht selber anwesend ist, erhält nichts. Wie bei den Chinesen, so ist auch bei den Yautse die *weisse Farbe* die Trauerfarbe. Männer und Frauen tragen beim Begräbnis dieses ganz grobe weisse Tuch.

Nach 3 Jahren werden die Gebeine des Toten ausgegraben und in einer Urne beigesetzt. Für die nächsten Verwandten währt die Trauerzeit einen Monat.

Die Sprache.

der Yautse ist eine monosyllabische. Sie ist an und für sich

unvollkommen und arm an Begriffen. Durch die jahrhundertelange Berührung mit Chinesen hat sie viel chinesische Begriffe und Worte in sich aufgenommen. Es ist aber kein Zweifel, dass die Sprache fähig ist neue Worte und Begriffe zu bilden. Auch verschiedene Töne sind festzustellen, ohne dass indessen grosser Wert auf sie gelegt würde. Vielfach stehen die Worte grade in umgekehrter Reihenfolge zur chinesischen Sprache. Wo der Chinese sagt; gelbe Kuh — sagt der Yautse: Kuh gelb. Chinesisch: langes Kleid. Yautse: Kleid lang. Die Zahlen lauten:

yit	1	giuk	:	6	tshiap	yit	11
yi	2	sit	:	7	„	yi	12
bu	3	pet	:	8	„	fa	13
be	4	duk	:	9	„	fai	14
bia	5	tshiab	:	10	„	ng	15
tshiap	luk		:	16	yi	pā	200
„	tshet	:		17	kiu	pā	600
„	pa	:		18			
„	kiu	:		19			
ni	tshiap	:		20			

Es fällt auf, dass zum Bilden der Zehner und zweistelligen Zahlen andre Zahlen genommen worden sind. Die zusammengestellten Zahlen erinnern viel mehr an die chinesischen Zahlen und sie stammen ohne Frage daher. Zu verwundern ist das nicht, höchstens das andre, dass die Yautse trotz des regen Verkehrs mit Chinesen und geschäftlicher Beziehung, und der politischen Abhängigkeit, so wenig von ihnen angenommen haben. Fast alle Yautse, die mit Chinesen Handel treiben, verstehen sehr gut die chinesische Sprache. Und zwar ist es der bekannte Hakkadialekt, welcher auch von ihnen gesprochen wird. Nur Frauen und Kinder, die niemals aus den Bergen hervorkommen, verstehen ihn nicht. Wir geben noch einige weitere Sprachproben.

„nien“ = essen. „niendung o“ = essen Schweinefleisch.
 „pui“ = ein Mahl. „hau“ = süsse Kartoffel. „long m
 long“ = ist es gut oder nicht? luk = Messer. biau =
 laufen, gehen. „yit nong“ ein Stück „hot dsa“ = trinke
 Tee. „du“ = Wein. „hot du“: Wein trinken.“ „Min“
 = gehen. „boi“ = schlafen. „di“ = Vater. „Ma“:
 Mutter. „don“ = Sohn, „sin don“ = einen Sohn be-
 kommen. „dsa shin“: baden.

Die Sprache hört sich durchaus melodisch und weich an. Besonders scheint sie sich zum Singen zu eignen.

Yautse versichern, dass sie in alter Zeit eine eigne Schriftsprache hatten. Wir konnten indes trotz sorgfältiger Nachfrage nichts davon entdecken. Auch von dem alten königlichen Wappen und Stempel ist keine genaue Spur aufzufinden. Ebenso ist es uns nicht gelungen, irgend welche Skulpturen oder Zeichnungen aufzufinden. Es mag wohl sein, dass die Pat Phai Yautse bei Lienchow mehr befriedigen. Sie sind entschieden weiter vorgeschritten als die Yuinien Yautse. Es wäre zu wünschen, dass Mittel bereitgestellt würden, um jene Gegenden durch Forscher bereisen zu lassen.

RELIGION.

Aus den alten Urkunden der Yautse, die in chinesischer Schrift abgefasst sind, geht hervor, dass sie einen höchsten Gott kennen, den sie Gau-dschin-ta-wang, das ist: „hoher grosser wahrer König“ nennen. Er wird auch Himmelskönig genannt, im Unterschied zum Thi wang, das ist: „Erdkönig“ Vor ihm haben sie, als ihre Schiffe oder Flösse das Land nicht erreichen konnten, ihre Gelübde abgelegt. Diesem höchsten Gott stehen Zehntausende von Heerscharen zu Gebote, durch die er seinen Willen ausführt.¹ Etwa in 10 Jahren wird je ein grosses Buss- und Versöhnungsfest gefeiert. Wir sind im Besitz der alten Urkunden und Litaneien, aber bisher haben wir noch nicht die Zeit gefunden sie genau durchzuarbeiten. Bei dem grossen Fest werden die Befehle oder Edikte des höchsten Gottes an seine Priester und an sein Volk verlesen. Es finden Wechselgesänge zwischen Priester und Volk statt. Solch ein Fest muss sehr grossartig sein, es währt 3 Tage und 3 Nächte. Es müssen dabei 12 Priester nach der Anzahl der 12 Stämme amtieren. Die 12 Priester blasen ihre Hörner, singen und beten. Die Yautse-Lieder haben Aehnlichkeit in der Melodie mit unsern getragenen Volksgesängen. Auch bei diesen Festen sind Frauen beteiligt. Auf dem dazu erbauten Podium sitzt die schönste Frau mit der besten Stimme. Sie hat die Lieder anzustimmen und das Volk wiederholt den Refrain.

Am 1. Festtage wird gefastet und Busse getan. Pflanzen und Früchte werden geopfert. Der Höchste Gott und die Himmlischen werden eingeladen.

¹ Siche Edikt der Grossjährigkeitserklärung.

Am 2. Festtage werden Kühe und Schweine geopfert. Sehr merkwürdig ist, dass die Opferkühe gestohlen sein müssen, mindestens müssen gestohlene Kühe gekauft werden. Es klingt fast unglaublich, aber es wird gewiss mit der Geschichte der Yautse zusammenhängen. Das Fleisch wird dann an die Priester verteilt. Der Kopf gilt als das Beste.

Am 3. Tage und der 3. Nacht wird die Schlussliturgie gehalten. Der Himmlische König und seine Heerscharen werden wieder verabschiedet. Musik, Schüsse, Böller, Verbrennung von Papiergeld bezeichnen den Eingang wie Schluss des Festes.

In dem alten Buch der Riten heisst es z.B. bezüglich der zu leistenden Busse:

1. Beim Schall der ersten Posaune sollen die jungen Mädchen klagen und weinen.
Ihre Gesellinnen müssen sie fragen: Warum weinet und klaget ihr so?
Antwort: Wir weinen und klagen beim Gedenken an die vorigen Tage.
2. Beim Schall der 2ten Posaune haben die jungen Frauen zu weinen und zu klagen.
Es erfolgt wieder Frage der andren Frauen und Antwort der Klagenden wie vorhin.
3. Bei der 3ten Posaune weinen und klagen die alten Witwen und Frauen — Frage und Antwort wie vorhin. Die Frauen, wie Männer müssen also in 3 Abteilungen zu je 2 Gruppen, aufgestellt gewesen sein.
4. Bei der 4. Posaune weinen und klagen die Knaben und Jünglinge.
5. Bei der 5. die jungen Männer.
6. Bei der 6. die alten Männer.
7. Bei der 7. Posaune klagen und weinen die Priester.

Es ist klar und verständlich, dass dieses Fest einen grossartigen Eindruck auf alle Festteilnehmer gemacht haben muss. Es erinnert offenbar an die altjüdischen Pfalmentone und Gottesdienste. Ich hoffe bald in der Lage zu sein tiefer in das alte Ritenbuch einzudringen.

Das zweite grosse Fest, das etwa jedes 3. oder 5. Jahr gefeiert wird, ist das Fest der Reichsgründung durch ihren grossen starken „Hundekopfkönig.“ Das ist mehr ein patriotisches Volks- und Freudenfest. Zu beiden Festen werden grosse Beiträge gezeichnet. Niemand bleibt daheim. Mir zeigte ein Yautse eine steil abfallende Felsenwand, vor der die grosse Festhalle errichtet wird. Unwillkürlich wurde ich an den Berg Sinai erinnert, von dem aus das Gesetz zu allen Völkern kam. Vielleicht ist dies Yautsefest auch eine Reminiszenz aus jenen alten Tagen.

Es wird auch ein Geist der 5 Altäre erwähnt oder auch der 5 Räucherschalen. Daher stammt auch die Sitte 5 Räucherstäbchen auf dem Alter im Hause anzustecken.

Die erwähnten Gesänge behandeln vielfach die Zustände auf der Reise.

Diese alten Urkunden scheinen dem Volke nicht sehr bekannt zu sein. Meist sind es die Priester, die zur Not das Buch lesen und verstehen. Einer schreibt es vom andern ab. Dadurch kommen immer mehr Fehler hinein.

Die eigentliche Religion des Volkes ist ein grober Animismus. Natur und Geister sind bei den Yautse aufs Innigste mit einander verbunden und verwebt. Sie machen aber einen Unterschied zwischen guten und bösen Geistern. An den Wegen oder in der Nähe der Dörfer sieht man auch öfter die sogenannten, im alten Testament häufig erwähnten Feldhüterhütten. In ihnen ist nichts weiter als eine kleine Erhöhung, die den Altar darstellt und ein Stein oder sonst etwas. Das ist der Sitz des Geistes. Hin und wieder kann man aus dem Stein, falls man etwas Phantasie hat, Aehnlichkeit mit einer menschlichen Figur heraus erkennen. Meist aber ist das beim besten Willen unmöglich. Die Feldhüter haben dieselbe Bedeutung, wie in China. Ihnen ist der Schutz des besonderen Weges anvertraut.

Jede Krankheit, besonders jede schwere, hat nach Yautsemeinung etwas mit bösen Geistern zu tun. Sie üben Rache für eine ihnen wissentlich oder unwissentlich getane Beleidigung. Jeder Baum, jeder Berg, jede Quelle besitzt eine Seele, die sich einen Gegenstand zu ihrer Wohnung erlesen hat. Das kann ein Stein, oder eine Wurzel sein. Man kann diese Seele stehlen und entführen, und die Folge davon ist, dass jener Berg stirbt, also zur Einöde wird. Grade den Ausländern traut man die Fähigkeit zu zu erkennen, wo diese Seele sitzt. Sie gebrauchen

dann ein Rohr um sie herauszuziehen,¹ oder einen Kasten,² mit einer geheimen Falltür, um sie einzufangen. Auch den Menschen kann man ihre Seele oder wenigstens ihren Seelenstoff nach und nach entwenden. Je mehr Seelenstoff jemand besitzt, desto gesünder ist er. Seelenstoff deckt sich in mancher Beziehung also mit Lebenskraft. Als einer meiner Bekannten, ein australischer Freund in Guitan den Yautse nachschlich, um Männer und Weiber auf die Platte zu bekommen, da kamen Yautse-Männer sehr aufgeregt in mein Zimmer und verlangten Herausgabe des Apparates mit dem die Seelen ihrer Frauen eingefangen worden seien. Ich hatte grosse Mühe sie zu beruhigen. „Wehe“ riefen sie „wenn unsere Frauen krank werden oder gar sterben, wir fordern sie von dir zurück.“

Aus demselben Grunde wollte eine Yautse-Frau die von mir bestellten und für mich gearbeiteten Stickereien nicht herausgeben. Sie meinte, gewisse Teile ihres Seelenstoffes seien noch bei der Stickerei und sie würden mit der Stickerei mir zufallen. Sie aber würde kränkeln. Besonders auf meiner letzten Reise hatte ich ungeheuer unter dem Verdacht des Seelenstehls und Wegfangens zu leiden. Man liess mich nicht allein aus der Tür treten, und wo ich auch immer hinging, wurde ich beobachtet. Ja als ich die Berge bereits wieder verlassen hatte und bereits in der Missionskapelle war, begegnete mir noch das Misstrauen. Mein sonst so lieber Wirt war so aufgehetzt worden, dass er sich noch einmal bei mir erkundigen wollte, ob ich wirklich nichts mitgenommen habe. Scherzweise sagte ich: Sieh doch einmal meine Körbe nach, ob etwas darin ist. Das nahm er sofort für bare Münze und untersuchte meine Körbe. Ich habe den Leuten klar zu machen gesucht, dass sie ja dann auch kein Holz und keine Medizin verkaufen dürften, denn überall müsse ja Seelenstoff daran kleben. — Das schien einzuleuchten. Diese Lügen haben sie von den Chinesen überkommen. Während sie aber bei Chinesen nur Mittel zum Zweck sind, glaubt sie der Yautse mit ganzer Kraft seiner einfältigen kindlichen Seele. Ich war nicht wenig verwundert, als mir ein Yautse erzählte, dass ich beim Bau der Station Thinchow zwei merkwürdige grosse Steine sofort als Seelensteine erkannt habe. Ich habe sie in den Kessel gelegt und unentwegt gekocht. Endlich sei die Rinde gesprungen und eine goldene lebendige Ente herausgekommen.

¹ Gemeint ist das Fernrohr.

² Gemeint ist der photographische Apparat.

Schade, dass die Yautse mit dem Wort „Ente“ nicht denselben Begriff verbinden wie wir, da wäre „Ente“ gar nicht übel angebracht. Aus diesem Grunde ist es sehr schwer ein Buch über die Yautse mit Photographien zu versehen, oder aber gar Schädelmessungen vorzunehmen.

Die Priester werden des Aberglaubens wegen bei jeder Krankheit gerufen. Derselbe Mann vertreibt die bösen Geister durch Hersagen von wunderbaren, schwer zu verstehenden Gebeten, und derselbe Mann gibt dem Kranken Medizin.

Merkwürdig ist, dass die Yautse im Finstern sich wenig fürchten. Mag sein, dass sie von Jugend auf an die Finsternis gewöhnt sind. Denn Stehlen und Rauben kann man auch bei Chinesen im Finstern besser. Der Chinese ist im Finstern ein Hasenfuss, der Yautse ein Tiger.

Vermischung von Yautse und Chinesen.

Es gibt wunderhübsche Mädchen und Frauen unter den Yautse. Neben feiner Gestalt, zartem Teint, ziert sie das beste Benehmen. Sie sind zurückhaltend ohne scheu zu sein, zutraulich ohne dreist zu sein. Sie haben nicht nötig sich zu pudern, um weisse Gesichtsfarbe und rote Lippen zu haben, sie besitzen sie von Natur. Reiche Chinesen haben oft versucht in ihren Harem eine „Berglilie der Yautse“ zu verpflanzen. Jedoch kein Preis würde einen Yautse bewegen sein Töchterlein, das er zärtlich liebt, an einen Chinesen fortzugeben. Kein Yautse-Mägdlein würde zu bewegen sein ihre geliebten Berge und ihr Volk zu verlassen, um draussen im Tale für immer zu leben.

Wohl aber ist es vorgekommen, dass Yautse-Witwen, die weder Mann noch Kind hatten, sich einen Chinesen geholt haben, damit er eine Zeit lang mit ihr zusammen lebe. Es wird in alten chinesischen Büchern auch berichtet, dass das Yautse-Volk früher für ihre Prinzessinnen hübsche kluge Chinesen-Jünglinge fing. Sie mussten eine Zeit lang, wenn sie es nicht vorzogen für immer dort zu bleiben, den Prinzregenten oder Prinzessin-Gemahl, falls die Prinzessin die Regierung führte, den Königin-Gemahl vorstellen.

Jeder andern Annäherung begegnet der Yautse mit der lakonischen Antwort: „Bergküh und Wasserküh vermischen sich nicht miteinander.“

Anders ist es, wo die Yautse entfernt von ihrem Zentrum

in einer kleinen Kolonie leben. Da scheinen sie sehr gern mit Chinesen Umgang zu pflegen.

Verschiedenes.

Die Yautse sind sehr kinderlieb. Aussetzung von kleinen Mädchen kommt nicht vor. Die Mütter küssen ihre Kinder oft und mit Inbrunst.

Das ganze Familienleben macht einen anheimelnden Eindruck, besonders da, wo nur eine Frau im Hause ist. Besonders an den Sommerabenden sitzt man zusammen und erzählt aus alter und neuer Zeit. Man singt und lacht, scherzt und liebt. Keine Eifersucht ruft Disharmonie hervor.

Die Yautse sind nicht unter die aussterbenden Völker zu rechnen. Sie würden sich sehr vermehren, wenn ihnen die Landesgrenzen nicht so eng gesteckt wären. Er fehlt dem Volk ganz entschieden an Arbeit und Betätigung.

Wie lange wird es wohl noch währen, bis dieser Staat im Staate aufhören wird? China muss bald daran denken das Innere seines Landes zu pazifizieren. Sobald es ein genügend schlagfertiges Heer hat, wird dies auch geschehen.

Das Neujahrsfest feiern die Yautse mit den Chinesen zusammen. Es geht ihnen jedoch jedes tiefere Verständnis dafür ab. Bei dem Chinesen ist ein tiefes Verlangen damit verbunden, vor dem Fest seine Beziehungen zu Gott und Menschen zu ordnen, um ohne Sorge, mit einem guten Gewissen, den Schritt ins neue Jahr tun zu können. Der Yautse feiert es als Zeitenwechsel, dessen Wichtigkeit man durch Essen und Trinken betont.

Wie kindlich naiv die Yautse sind, dafür folgendes Erlebnis. Es waren Gäste in das Haus meines Wirtes gekommen, die mich sehen und sprechen wollten. Ich hörte es heraus, dass ihnen der starke Bartwuchs furchtbar erschien. „Gleichaltriger Freund“ kommandierte der eine „ziehe doch mal deine Kleider aus“! wir möchten gern nachsehen, ob du am Körper auch so behaart bist.“ Ich bemerke noch, dass nicht nur Männer, sondern auch Frauen im Zimmer waren. Ich hatte Mühe genug die neugierigen oder wissensdurstigen Leute zu beruhigen.

Auf meiner zweiten Reise zu den Yautse hatte ich an einem Tage einen 12 stündigen Marsch zurückzulegen. Derselbe kalte

Gebirgsfluss musste mehr als zehmal durchschritten werden. Das Wasser war eiskalt und die Steine schlüpfrig glatt. Todmüde erreichten wir eine Yautse-Hütte. Der Besitzer derselben lud uns ein. Es gibt Zustände im Leben, wo man gegen alles Aeusserliche völlig gleichgültig wird. Es war die Hütte eines ganz armen Yautse. Man wies mir ein Bett an, das sah halb wie ein Hundeloch, halb wie eine Räucherammer aus. Ich warf mich sofort nieder, denn ich konnte keinen Schritt mehr tun. Als ich aus einem kurzen unruhigen Schlaf erwachte, sass die Yautsefrau auf demselben Bett und nährte ihr Kindlein. Ihre Schwiegermutter hatte die Jacke abgelegt und sass mit blossem Oberkörper meinem Lager gegenüber. Wie ich am andern Morgen erfuhr, hatte man mir das Bett der Hausfrau eingeräumt. Sie dagegen hatte mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn zusammen geschlafen.

Sagen.

Wie die Reispflanze zum Fruchttragen gebracht wurde. Dem Verfasser von eine Frau erzählt.

In alter Zeit blühte der Reis wohl, aber er setzte keine Körner an. Da kam eine edle junge Frau auf den guten Gedanken die blühenden Reispflanzen mit ihrem jungfräulichen Colostrum zu besprengen. Siehe, da wurden die schönsten Reiskörner daraus. Aber sie wollte nun allen Reisfeldern helfen, und so quälte sie sich bis Blut floss. Damit besprengte Felder liefern bis heute den roten Reis.¹

Die Sintflutsage des Yautsevolkes.

Vor uralten Zeiten lebte ein sehr grosser Mensch, der führte den Namen Bruder Langbein. Er wohnte mit seiner betagten Mutter und seiner jüngern Schwester in einem fruchtbaren, herrlichen, von Bergen eingeschlossenen Tal. Er diente seiner Mutter in herzlicher Ergebenheit, so dass er als ein Muster treuester Kindesliebe gelten konnte. Eines Tages führte er plötzlich eine sehr merkwürdige Rede und sprach wunderbare hochmütige Worte, wie: „Die Tiere des Waldes und des Feldes,

¹ Anmerkung: Der rote Reis wird besonders in den Bergen gepflanzt. Er gilt bei den Chinesen als die gröbere Sorte. Jedenfalls ist er nahrhafter. Die Yautse halten den roten Reis in jeder Beziehung für besser als den weissen.

die Vögel der Luft, die Fische des Wassers, sie sind mein, und ich habe von Allem gegessen. Nur das Fleisch des Donnergottes ist noch nicht über meine Zunge gekommen. Wohlan, ich will den Donnergott fangen und verzehren.“ Doch der Donnergott wohnte im Himmel, und Bruder Langbein konnte nicht hinauf. Da verfinsterte sich sein Angesicht, und er ergrimte, weil er den Donnergott nicht fangen konnte. Bruder Langbein fand aber einen Weg, den Donnergott zu überlisten und zu fangen. Als Kind hatte er von seiner frommen Mutter gehört, dass der Donnergott ungehorsame Kinder strafe und auf sie herniederfahre, um sie zu zerschmettern. Er wollte sich nun zum Schein ungehorsam und unehrerbietig gegen seine Mutter stellen. Wenn nun der Donnergott herniederkäme, so wolle er ihn einfangen.

Er nahm Mehl und Honig, rührte es zusammen und buk Klösse. Diese legte er in ein Stück Bambus und verbarg sie unter seinem Mantel. Dann ging er hinaus und hockte sich nieder. In dieser unehrerbietigen Stellung rief er seine Mutter, reichte ihr einen Kloss nach dem andern, und sie ass. Da ihre Augen bereits dunkel geworden waren, so fiel ihr das Unehrerbietige in der Stellung ihres Sohnes nicht auf.

Ein Anderer aber sah es, das war der Donnergott. Zuckend, zischend, grollend fuhr er hernieder, um den Frevler zu treffen. Dieser aber hatte sich wohl vorbereitet. Er sprang zur Seite, und im Augenblick, wo der Blitz in die Erde fuhr, bedeckte er den Donnergott mit einem eisernen Kessel. Der Eisenrand traf dabei das linke Bein des Donnergottes und verwundete es. Daher ist der Donnergott lahm, bis auf diesen Tag, was durch das ungleiche, bald lautere, bald leisere Rollen des Donners zum Ausdruck kommt. Vorsichtig nahm Bruder Langbein dann den Donnergott hervor und brachte ihn in einen eisernen Kessel, den er fest zudeckte. Dann machte er ein Feuer darunter und kochte ihn unentwegt drei Tage und drei Nächte. Am Ende des dritten Tages lugte er vorsichtig hinein, ob der Donnergott noch nicht weich gekocht sei. Aber siehe da, sein Fell war noch völlig hart und unversehrt. Er sass in der Mitte des Kessels. Nur auf seiner Stirne standen Schweisstropfen, und seine Nase hatte einen Spalt bekommen.

Am andern Morgen musste Bruder Langbein in den Wald, um Holzvorrat zu holen. Er rief seine Mutter und bat sie, auf das Feuer zu achten, den Deckel aber nicht aufzuheben. Er

koche etwas, das ihm zur Speise dienen solle. Die Alte dachte bei sich selbst: „Eine Speise, die in drei Tagen nicht weich wird, muss doch sehr wunderbar sein. Die sollte man lieber nicht essen.“ Sie wollte nachsehen, was wohl unter dem Deckel sei. Aber sie gedachte an die Worte ihres Sohnes und zog ihre Finger zurück. Der Donnergott aber kannte ihres Herzens Gedanken; er stöhnte vor Hitze, rief und sprach: „Gute Mutter, hebe den Deckel ab, lass mich heraus! Ich leide Pein in diesem Kessel. Rette mein Leben; ich stamme vom Himmel und möchte dorthin zurück. Gute Mutter, erbarm dich über mich!“ Da hob sie ohne viel Besinnen den Deckel auf und liess den Donnergott heraus. Dieser bedankte sich aufs Beste: „Treue Mutter, du hast meinen Leib vom Tode und meine Seele von der Folter errettet; ich danke dir ewiglich.“

Der Donnergott wusste, dass in Bälde eine grosse Sintflut auf Erden kommen sollte. Um seinen Dank durch die Tat zu beweisen, wollte er der guten Mutter einen Weg der Rettung anzeigen. „Hier, gute Mutter, nimm diesen himmlischen Flaschenkürbiskern und pflanze ihn in die Erde. Er wird wachsen und gedeihen und eine sehr grosse Frucht hervorbringen. Wenn die Sintflut hereinbricht und sich die Wasser deiner Hütte nahen, so steige hinein. Die Wasser werden dich in die Nähe des Himmelstores tragen. Sobald ich dich vom Himmelsfenster aus sehe, sende ich meine Heerscharen aus, um dich aufzunehmen und ins Paradies zu geleiten. Dort sollst du bei mir rasten, ruhen und geniessen.“ Nachdem er ausgeredet hatte, bestieg er eine Wolke und fuhr empor. Im Scheiden rief er noch: „Mutter, droben warte ich auf dich.“ Darauf ward er nicht mehr gesehen.

Bruder Langbein kehrte vom Holzsuchen zurück. Die Mutter hörte seinen Tritt und rief: „Ist mein Sohn wieder da?“ „Ja, Mutter. Hast du inzwischen das Feuer gehütet? Mich verlangt nach dem Fleisch des Donnergottes.“ „Sohn, das Feuer hütete ich wohl; aber den Donnergott liess ich frei, weil er mich bat. Ein Ding, das man in drei Tagen nicht weich kochen kann, gehört nicht der Erde an, sondern dem Himmel. Der Donnergott gab mir einen Kürbiskern, den habe ich gepflanzt. Er teilte mir mit, dass in Bälde eine Sintflut auf Erden komme, um alle Menschen zu verderben; dann soll mir der Kürbis als Rettungsboot dienen.“ Der Sohn war innerlich sehr ergrimmt ob solcher Rede; er hütete sich aber, etwas zu

entgegenen, sondern dachte bei sich selbst: „Wir wollen abwarten und sehen.“

Es kam so, wie der Donnergott gesagt hatte. Der Kürbiskern ging auf und setzte eine Frucht an. Die wurde grösser und grösser. Sie ward so gross, dass Menschen hinein konnten. Da öffneten sich die Schleusen des Himmels, und es fiel ein starker Regen. Ohne Aufhören goss es vom Himmel, und das Wasser der Erde stieg empor. Als Bruder Langbein dies sah, sprach er in seinem Herzen: „Es sieht doch so aus, als ob der Donnergott recht behielte; ich will den Kürbis zurüsten.“ Er überredete dann seine Schwester, mit ihm in den Kürbis zu steigen. Das Wasser stieg und bedeckte die Ebenen, es stieg und bedeckte die Berge. Es stieg immer höher, bis dass die höchsten Berge dem Meer glichen. Die Menschen wurden durch des Wassers Gewalt vernichtet. Der Kürbis ward von den Wassern höher und höher, bis an die Tür des Himmels getragen.

Der Donnergott sah durch das Himmelsfenster und gewährte den schwimmenden Kürbis. Da rief er mit lauter Stimme: „Gute Mutter, gute Mutter, bist du es?“ Zugleich sandte er seine Heerscharen, um sie zu der Himmelstür zu geleiten. Er befahl, die Haupttür zu öffnen, und rief: „Komm herein und genieße in meiner Nähe das dir bereitete Glück.“

Bruder Langbein sass mit seiner Schwester im Kürbis und hörte, wie Jemand fortwährend „Mutter, Mutter!“ rief. Da richtete er sich auf, trat auf eine Stufe und blickte durch das Loch in dem Hals des Kürbisses. Er sah seinen Todfeind vor sich und laut rief er ihn an: „Was hast du zu rufen: Mutter, Mutter! Wer soll sie sein? Ich bin der Sohn! Meine Mutter liess dich damals frei, jetzt aber will ich dich vernichten. Ich habe von allem Fleisch gegessen, nur von dem deinem nicht.“ Damit schickte er sich an, in den Himmel zu springen. Der Donnergott fürchtete sich sehr ob solcher Rede. Dem erzürnten Menschen war Alles zuzutrauen. Er sprach: „Ich meinte es gut mit den Menschen, und nun sind sie so böse und wollen mich gar vernichten. Ich wäunte, meine Retterin in den Himmel führen zu können, da begegne ich meinem Feind.“ Er gebot dem Himmelspfortner: „Schliess des Himmels Tor, damit der Wahnwitzige es nicht stürmt!“ Da stand Bruder Langbein vor der verschlossenen Himmelstür und zog sich wieder in den Kürbis zurück, und dieser schwamm weiter mit den Wassern.

Als das Wasser sich endlich verlief, da sass der Kürbis

fest. Das Geschwisterpaar verliess den Kürbis und hielt Umschau auf der Erde. Da war eine grosse Veränderung eingetreten. Erde und Meer hatten neue Gestaltungen angenommen. Auch die Berge waren völlig verändert. Die Geschwister redeten mit einander. „Es scheint, als ob alle Lebendigen von der Erde ausgerottet sind, und wir allein übrig seien. Wohlan, lass uns wandern und überall zusehen, ob wir noch andere Menschen finden.“ Bruder Langbein ergriff dann einen eisernen Stab, der war zwölf Fuss lang. Die beiden zogen von Ort zu Ort, von Land zu Land, aber Menschen fanden sie nicht. Man kann nicht ausrechnen, wie weit und wie lange sie wanderten. Es war aber lange und so weit, bis sein Eisenstab nur noch einige Zoll lang war.

In einem Tal fand Langbein eine Schildkröte. Vor diese trat er hin und sprach: „Hast du noch Menschen gesehen in der Welt?“ Sie antwortete: „Die zehntausend Lebewesen sind ausgerottet, nur ich bin allein übrig geblieben.“ Da schrie Langbein sie an: „Wenn Alles ausgerottet ist, wozu lebst du noch,“ und damit schlug er sie mit seinem Eisenstab, bis ihre runde Schale flach war. Davon ist die Schildkröte breit und flach bis auf den heutigen Tag.

Eines andern Tages sah er eine Krabbe, die lief quer über den Weg. Auch sie rief er an: „Sage mir, hast du irgendwo Menschen gesehen?“ Sie antwortete: „Nein. Alles Leben ist ausgerottet.“ Da hieb er ihr mit einem einzigen furchtbaren Schlage die Schale vom Körper los, und rief: „Wenn alles Leben ausgerottet ist, warum du nicht auch?“ Die Krabbe aber nahm ihre Schale auf den Rücken und trug sie fort. Deshalb ist die Schale der Krabbe bis auf diesen Tag nicht mit dem Fleisch verwachsen.

Endlich gaben die Geschwister das Wandern auf; denn es waren gewisslich keine Menschen auf der Erde zu finden. Sie beratschlagten nun mit einander, wie sich ihre und der Erde Zukunft gestalten sollte. Alle Menschen sind ausgerottet, wie soll nun die Erde bebaut und bevölkert werden! Du und ich, wir sind Geschwister. Das Himmelsgesetz verbietet uns die Ehe. Du allein kannst kein Leben zeugen, ich auch nicht. Einen Mann für dich und eine Frau für mich finden wir nicht. Wir wollen den Himmelsherrn um ein Zeichen bitten, dass er uns zeige, welches sein Wille sei. Ist es sein Wille und Gebot, so wollen wir uns nicht länger widersetzen.“

Bruder Langbein trennte sich von seiner Schwester. Sie schlug diesseits, er jenseits des Flusses eine Hütte auf. So warteten sie unter Fasten und Gebet auf ein Zeichen. Ihrer beider Weihrauch stieg empor und vereinigte sich mitten über dem Fluss zu einer grossen einzigen Rauchsäule. Das war ein deutliches Zeichen. Eines Morgens ordneten Beide ihr Haar. Siehe da, die Haare Beider strebten einander zu, sie verflochten sich in der Mitte des Flusses und drehten sich fester und fester, bis die beiden Geschwister fest mit einander verbunden waren.

Jetzt wussten sie, dass der Himmel ihnen zwei Zeichen gegeben hatte, und sie verstanden die göttlichen Winke. Sie wurden Eheleute und zeugten viele Söhne und Töchter. Alle Menschen der Erde, die gelben, braunen, weissen und roten Menschen, stammen von diesem Ehepaar ab.

Soweit die von mir den Yautse in Süd-China abgelauschte Sintflutsage. Sie enthält viele Anklänge an die biblische Erzählung. Der Hochmut und die Anmassung, die das Strafgericht über die Welt erklären, treten deutlich hervor. Die furchtbare Verwegenheit, selbst den Himmel zu stürmen und den Donnergott selbst aufzuzehren, illustriert das Wort der Schrift: „Sie wollen sich von meinem Geist nicht mehr strafen lassen.“ Es darf uns nicht wundern, dass Vorgänge, die nach dem biblischen Bericht weit getrennt von einander liegen, hier vereinigt sind. Jedenfalls enthält die Erzählung des Yautse-Volkes, das zu den Primitiven gehört, gewaltige Erinnerungen an die Urgeschichte der Menschheit.
